



#### **FILE**

Name: Lef8911\_\_Lefmann\_Franz\_Bopp-Sein\_Leben\_und\_seine\_Wissenschaft\_1\_1891.pdf  
PURL: [http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl/?gr\\_elib-218](http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl/?gr_elib-218)  
Type: Searchable PDF/A (text under image), index/bookmarks  
Encoding: Unicode (â î û ...)  
Date: 16.10.2012

#### **BRIEF RECORD**

Author: Lefmann, Salomon  
Title: Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft . 1. Hälfte.  
Publ.: Berlin : Reimer 1891  
Description: 176 p.

#### **FULL RECORD**

[http://gretil.sub.uni-goettingen.de/gr\\_elib.htm](http://gretil.sub.uni-goettingen.de/gr_elib.htm)

#### **NOTICE**

This file may be copied on the condition that its entire contents, including this data sheet, remain intact.



Franz Bopp

*Franz Bopp*

**Franz Bopp,**  
sein Leben und seine Wissenschaft,

von

**Dr. S. Lefmann**

Professor an der Universität Heidelberg.

**1. Hälfte.**

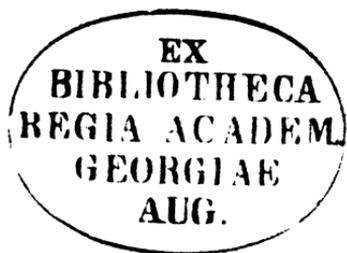
Mit dem Bildnis Franz Bopps  
und einem Anhang:  
Aus Briefen und anderen Schriften.

---

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1891.



Alle Rechte vorbehalten.

„. . . und ich brauche Ihnen für jetzt nichts zu sagen, als fahren Sie fort immer tiefer einzudringen: ein jeder Schritt, den Sie da hinein thun, hängt mit den wichtigsten Entwicklungen zusammen, die der Menschheit annoch bevorstehen, und Ihr Name wird daneben dankbar genannt werden von der Nachwelt.“ — So schrieb K. J. Windischmann an Franz Bopp anfangs 1815, und wenn jener alte treue Freund und Prophet eines wahr gesagt, so war es dieses. Die Gelehrtenwelt feiert dankbar heute den hundertjährigen Geburtstag des Begründers der Vergleichenden Grammatik.

Nur bis zum Erscheinen seines Hauptwerks darüber geht dieser Halbband. Wie ich dieß begonnen, vor zwanzig Jahren, da trieb von meinem Beginnen mich der Staub hinweg, den meine Schleicher-Skizze aufgewirbelt. Sollte es doch eine Biographie, sollte es auch Sanskrit sein: so war mir das Leben und die Lehre des Buddha Çākya-Muni vorzunehmen, und wie dieses im Texte kaum vollendet, da packte mich die Versuchung zu einer Altindischen Geschichte. Und diese hielt mich fünfzehn Jahre lang fest, unaufhaltsam und gewaltsam, bis ich abschloß, abbrach, und wieder dann zu diesem, zum Bopp zurück kam.

Unterdessen waren hingegangen, die mein Werk als Sonderband zur *Internation. Zeitschrift für Sprachwissenschaft* begehrt hatten. Auch Freund Techmer sah nicht mehr was er eifrig betrieben und zuvor angekündigt. Und von seinen Verlegern war keiner mehr, als es galt, den Druck zu beginnen. — Bis es wieder dahin kam, waren Wochen, Monate verstrichen, und das ganze ließ sich nicht mehr fertig stellen. Aber unausgesetzt wird weiter

gearbeitet und gedruckt, und so Gott nur Leben, Gesundheit und Kraft gibt, soll auch das ganze in kurzer Frist vollendet sein.

Einen mächtigen Anhang bildet das „Aus Briefen und anderen Schriften“, was mir aus dem Nachlaß des Meisters zugestellt und was ich mir anders erworben. Auf einiges wohl ließ sich, auf vieles konnte und durfte die Geschichte der Wissenschaft nicht verzichten. Solches in den Text bringen, einsetzen oder einweben, verbot sich aus innern und äußern Gründen. Wer alles übersieht wird mir recht geben. Bis dahin möge mir keiner tadeln, auch keiner loben wies gemacht worden.

Allen aber, allen Freunden und Jüngern seiner Wissenschaft zur Centenarfeier Franz Bopps meinen herzlichsten Glückwunsch!

Wiesbaden, Sept. 1891.

S. L.

## **Erstes Buch.**

Jugend, Lehr- und Wanderjahre.



## Erstes Kapitel.

---

### Mainz und Aschaffenburg.

(1791—1812.)

Franz Bopp ist am 14. September 1791 geboren. Sein Vater, Andreas Bopp, war aus Stockstadt in Bayern, einem zur Zeit kurmainzischen Landflecken. In den siebziger Jahren nach Mainz gekommen, war er in die Dienste des Kurfürsten getreten und hatte sich mit Regina Linck, einer Mainzer Bürgertochter verhehlicht. Aus ihrer Ehe entsproßten sechs Kinder, die drei älteren Mädchen. Und von den andern drei war nach dem ältesten, Friedrich, 1788, und dem zweiten, Jakob, 1789, der jüngste, Franz, zur Welt gekommen<sup>1</sup>.

Die Familie des „Futter- und Wagenschreibers“ — so wird der alte Bopp in dem kurmainzischen Hof- und Staatskalender dieser Jahre aufgeführt — wohnte in der kurfürstlichen Remise, dem jetzigen Artilleriebauhof auf der mittleren Bleiche, gegenüber dem alten Kurfüstenschloß, jetzt Museum und Stadtbibliothek. Ein weiter Hof- und Gartenraum, die Parade, wie der Platz früher hieß, trennte die bescheidenen Dienstwohnungen der niedern Beamten von den Prunkgemächern der herrschaftlichen Residenz. Denn Kurfürst Friedrich Karl von Erthal liebte Pracht und Aufwand, und sein Hofhalt durfte dem der größten Reichsfürsten in nichts nachstehen. — Doch kaum ein Jahr nach der Geburt des jüngsten Kindes seines Marstallbeamten waren die Soldaten der französischen Revolution gekommen und hatten den Freiheitsbaum

in Mainz aufgepflanzt. Der alte Kurfürst war mit seinen Domherren geflohen. Er war dann wieder gekehrt, um einige Jahre später nochmals zu fliehen und Mainz auf immer zu verlassen.

Sechs Jahre zählte Franz Bopp, als die französischen Truppen zum andern mal siegreich in die kapitulierte Festung einzogen, zehn Jahre, als im Frieden von Luneville das erste Stück vom heiligen deutschen Reich, seine Geburtsstadt Mainz und das linke Rheinufer unter die Fremdherrschaft kamen, und wie die der meisten niedern Beamten auch seine Familie ihrem Kurfürsten und Herrn nach Aschaffenburg nachfolgte. Das ist aber auch alles was aus dem ersten Jahrzehnt seines Lebens zu erzählen. Wie bald er gehen und sprechen, lesen, schreiben und rechnen gelernt, wußte uns niemand mehr zu sagen. Aber einige dunkle Erinnerungen an jene Ereignisse seiner ersten Jugend blieben der Seele des Knaben auf immer eingeprägt.

Aschaffenburg ist eine alte Stadt am Einfluß der Aschaff in den Main. Die hohen Türme des Kurfürstenschlosses und der alten höher gelegenen Stiftskirche sehen weit hinaus ins Tal und in die Ebene, daraus in großen Windungen der Strom kommt, der seine Wasser hart an den Wällen der Stadt und des Schlosses vorbeitreibt. Gegenüber auf der andern Seite erheben sich sanft ansteigend die Höhen des Spessart, ihrem Besucher lohnenden Ausblick gewährend, ein anmutiges Bild von Stadt und Landschaft.

Hier hatten die alten Kurfürsten von Mainz ihre zweite Residenz, und hierher war der letzte dieses Namens geflüchtet, ihm nach, einer um den andern, seine Diener und Getreuen. Denn bei aller Schwäche, die ihn zum Spielball für ehrgeizige Politiker, für herrschsüchtige Geistliche und habsüchtige Verwandte, für Höflinge und dergleichen machte, bei aller seiner Prunk- und Prachtliebe, bei aller Eitelkeit war der alte Erthal doch immer ein frommer und gütiger Herr, auch gegen den geringsten seiner Untertanen gewesen. Und als Erzbischof und Fürst von Regensburg, von Aschaffenburg, von Erfurt, dem ganzen Eichsfeld und anderem war er auch nach dem Verlust seiner linksrheinischen Gebiete noch immer groß und reich genug, um eine Anzahl hoher und höchster,

geschweige denn niederer Beamten mit Haus und Familie zu versorgen.

Er war übrigens ein achtziger, und sein Statthalter in Erfurt, sein Coadjutor und erwählter Nachfolger — er hatte sich während der französischen Occupation nur wenig, beim letzten Ueberfall in Mainz gar nicht blicken lassen — Karl Theodor von Dalberg, wußte man, war Freund des weimarschen Hofes und Dichterpaars, war nicht nur selber geistreicher Schriftsteller, sondern auch ein Mann von gutnütiger Gesinnung, der sich mit hohen Ideen trug zur Einigung von Fürsten und Reichsständen und die besten Absichten hegte, seine zukünftigen Untertanen zu beglücken. Dafs er sich hierbei weniger auf eigene Kraft und Selbstvermögen, weniger auf die eifersüchtigen und ohnmächtigen Reichsfürsten als auf den fremden Despoten und Kriegsherrn stützte, in dessen eiserner Hand damals die Geschicke unsers zerrissenen Vaterlandes lagen, das wußte ebenfalls alle Welt, und Dalberg selbst machte kein Hehl daraus, nachdem er das einzige was ihm anders übrig blieb, männlichen Rücktritt verschmähet. Bekannt ist seine glänzend traurige Rolle, welche er nach dem Tode Erthals, 1802, als Vorsitzender in der Versammlung der Rheinbundfürsten, als Kurfürst, Metropolitanbischof und Reichserzkanzler, als Fürstprimas von Deutschland und nachmaliger Großherzog von Frankfurt zu spielen begann<sup>2</sup>.

Das altmainzische Aschaffenburg war ihm auch nach dem Reichsdeputationshauptschlufs von 1803 verblieben, auch nach dem Wiener Frieden von 1809, da er Regensburg genommen, aber als neugeschaffener Großherzog von Frankfurt die Fürstenabtei Fulda und die hanauischen Lande zugeteilt bekam. Nur waren gerade diese einzigen weltlichen Besitztümer eines geistlichen Fürsten, inmitten älterer Gebietsteile, dem Wechsel und der Willkür des französischen Gewaltherrn am meisten ausgesetzt, und am wenigsten gesichert war die Herrschaft eines Mannes, der ein willenloses Werkzeug in der Hand jenes mächtigen und ein begünstigter Vassall seines Kriegsglücks geworden. Gab es noch patriotischen Sinn im Lande, so mußte der auf ein geringes hinabsinken bei dem Bürger, der sich heute kurmainzisch, morgen frankfurtisch, übermorgen vielleicht bayerisch wußte, um zuletzt doch noch franzö-

sisch zu werden. Indessen versöhnen konnte er sich mit einem Herrn, dem er manche Erleichterung, manche gute Einrichtung verdankte, der selbst möglichst einfach und sparsam haus hielt, aber ein Herz hatte für die Armut und für die Not und Leiden seiner Untergebenen. Vollends war der kleine Beamte mit aller Liebe und Hingebung einem Fürsten zugetan, bei dem er auch für seine kleinsten Angelegenheiten geneigtes Ohr fand.

Im Hause des alten Bopp herrschte eben diese Gesinnung. Mit treuer Anhänglichkeit und Ehrerbietung für den Herrn, in dessen Diensten er stand, vereinigten sich altfränkische Sitte und Biederkeit, rühriger Fleiß und Sparsamkeit, schlichte altkatholische Frömmigkeit und ausnehmende Familieneintracht. Wenn des Mannes Wunsch und Streben dahin gieng, dereinst ein kleines Acker- oder Weingut zu besitzen, darauf mit seinem Weibe den Rest ihrer Tage friedlich zu verleben, so war doch der Leute höchster Ehrgeiz das künftige Glück ihrer Kinder. Die Söhne sollten ihm anderes und besseres werden als Futterschreiber und „Kapaunenstopfer“, wie sich der alte Andreas wohl scherzend nannte. Nicht jeder, meinte er, heiße Fesch und sei des Kaisers leiblicher Ohm, um so leicht vom Magazinaufseher zum Erzbischof und Kardinal aufzusteigen, zum Coadjutor und Nachfolger eines Dalberg ernannt zu werden. Andre gewöhnliche Menschenkinder müßten arbeiten und lernen, wenn sie höher hinaus wollten. So meinte der, aber fürs Lernen war auch nirgend besser gesorgt, ja wohl nirgend so gut als in kurmainzischen Landen.

Schon unter dem Vorgänger Erthals, dem braven Kurfürsten Emmerich Joseph von Breidbach, 1763/74, waren überall Landschulen mit einem Lehrer auf je hundert Kinder eingerichtet worden. Mainz selbst hatte eine Normalschule, Trivial- und Realschulen und eine Schullehrer-Akademie erhalten. Die Gymnasien hatten neue Instruktionen und einen neuen Schulplan erhalten. An die Universität waren statt der verabschiedeten Jesuiten gebildete und tüchtige Männer von auswärts gekommen. Wir können die Einrichtungen hier nicht durchsprechen, die wie andere viele im Geiste der „Aufklärung“ gemacht und trotz heftigen Widerstandes auch durchgeführt worden.

Nach des Emmerich Joseph frühem Tode — er starb plötzlich, um die gleiche Zeit wie Pabst Clemens XIV., der den Jesuitenorden aufgehoben, und beide, wie die böse Welt gesagt, an Gift — hatte sein Nachfolger die „freidenkenden“ Lehrer bald entfernt und sich der vertrauten Räte seines Vorgängers, der Schüler des Grafen Stadion entledigt. Doch dauerte dieß nicht länger als bis der Einfluß des katholischen Oestreichs dem des protestantischen Preußens gewichen, wenige Jahre. Da wurde alles wieder anders. Anschauung und Zeitrichtung waren den „Finsterlingen“ nicht günstig, und der Kurfürst zu eitel, um nicht auch ein etwas den Aufgeklärten und Freidenker zu machen. Die Normalschule wurde aufs neue gegründet, die vertriebenen Lehrer und Leiter des Unterrichtswesens zurück gerufen und neu bestallt. Der früher so fromme Kirchenfürst war jetzt stolz darauf, in seinem Lande jeden was er wollte lehren, glauben und denken und seiner Hochschule Glanz vor aller Welt leuchten zu lassen. Die Herrlichkeit dauerte bis das Geld ausgieng und mit dem Gelde die Lust, Hochschule zu spielen. Dann kamen die französische Revolution und die Franzosen, und die Mainzer Universität hatte ausgelebt. Wer von den Lehrern und Gelehrten nicht zu den Republikanern hielt, wie die Wedekind, Blau und Metternich, wen sein trostloser Mut nicht ins feindliche Lager trieb, wie den unglücklichen Georg Forster, wer nicht auf anderm und besserm Wege sich zurückzog, wie Sömmering und Johannes von Müller, der folgte früher oder später dem alten Herrn nach Aschaffenburg. So taten die Ignatz Hofmann, Joh. Mich. Engel, Konrad Ladrone, Seb. Rau, Franz Asmut, Phil. Frank, die da weiter lehrten und Vorlesungen hielten. Mit dem Gymnasium verband sich ein Lyceum, „Mittelschulen“ mit philosophischen Klassen, ein Stück Universität, noch vor dem Namen. Wie dermalen in Mainz wurden Klöster aufgehoben, Kanonikate frei gemacht, geistliche Pfründen dazu verwandt, die Lehrer der Anstalt zu besolden, zuerst die Theologen, dann die Juristen, zuletzt die Philosophen bedacht. Und zu dem allem, bekräftigte ein Zeitgenosse, kam auch die päbstliche Einwilligung.

Wie begreiflich erhielten diese Unterrichtsanstalten an dem Aufklärungsfreund und Untertanenbeglucker Dalberg ihren eifrig-

sten Förderer und Beschützer. Der Mann, welcher überall Arbeitshäuser, Armen- und Kinderschulen gründete und wo nötig auch aus eigenen Mitteln freigebig unterstützte, sah mit Freuden in seiner Residenz ein anderes Erfurt entstehen. Aschaffenburg wurde ein Platz regen geistigen Lebens, und wer wollte konnte da lernen und sich ausbilden.

Die drei Söhne des Bopp kamen einer nach dem andern aufs Gymnasium. Sie waren alle drei strebsam wie ihr Vater und gutmütig wie ihre Mutter. Ihre Neigungen waren aber verschieden. Der älteste, dreizehn Jahr alt bei der Uebersiedelung mainaufwärts, wollte Maler werden, später Philologe; er war unglücklich und ist im frühen Mannesalter gestorben. Der zweite hatte weniger an Kunst und Wissenschaft als an Garten- und Feldbau seine Freude bekommen; er wurde Gärtner und Bauer. Auch dem Franz war von kind auf eine stille Freude eigen an Wald, Feld und Blumen. Noch als Greis konnte er vor einem wogenden Kornfeld gerührt stehen bleiben und entzückt, wenn er nach Hause kam, davon erzählen. Aber nicht kurfürstliche Gartenanlagen noch Bildergalerie hatten es dem Knaben angetan und seine Neigungen bestimmt — eher die Mathematik, daran er besondere Lust und Gefallen fand. Willig aber folgte er den Einwirkungen, die Schule und Lehrer auf ihn machten.

Wenn die Leute in Aschaffenburg — so erzählte man da vor etlichen Jahren noch — von guten Kindern sprachen, so nannten sie zuerst wohl die Lotte Windischmann, die älteste Tochter des Professors, ein wunderliebliches und gescheites Mädchenbild, und gleich hinterher des Boppen Franz, den jüngsten Sohn des Futtersehreibers<sup>3</sup>. Das war eine fein sauber und zart angelegte Natur, hieß es, immer heiter und lebensfrisch, aber still und anspruchslos, aber offenen Sinnes und tiefen Gemüts. Seinen Geschwistern tat es der Knabe zuvor an Fleiß und froher Lernlust; er hatte seine Freude an den Büchern.

Schade, daß wir aus seiner Schulzeit so wenig oder gar nichts mehr wissen, daß uns seine Lehrer, der Direktor Reising, ein Professor Braun, der klassische Sprache und Literatur gab, Brand, der Geschichtslehrer, der nachmalige Bischof von Limburg, und

wie sie sonst hießen, so gar nichts von sich oder ihm aufbewahrt, bis auf den einzigen Windischmann und sein bekanntes „ausgezeichnet durch alle Klassen“. Und bis auf das was uns ein Jugendgenosse dort erzählt. „Es war ein wackrer Junge, der Franz Bopp, gar kein Wunderkind, aber fleißig und äußerst eifrig. Was er sollte tat er gut, mitunter auch weniger gut, aber meist besser als die andern. Da ich aufs Gymnasium gieng, erzählte unser Gewährsmann, war er bereits Student. Seines gleichen sahen wohl stolz und hochmütig auf uns herab. Das tat der Franz Bopp gar nie; er war gar nicht stolz und gar nie hochmütig, sondern im Gegenteil immer freundlich und bescheiden.“

Wirklich war Aschaffenburg einige Jahre lang Universitätsstadt, 1808/14. Nur waren nicht alle Fakultäten am Orte, sondern wie in Fulda die theologische, in Frankfurt später die medizinische, so dort, neben einem Priesterseminar ohne Promotionsrecht, die juristische, eine *École de Droit*, wie sie hieß; denn französische Namen und französische Normen waren in allem bezeichnend. Jede *École* oder Fakultät hatte ihre philosophischen Kurse, so wie jeder Student die Verpflichtung, allgemein bildende, d. h. philosophische Lectionen zu haben. Auf Fachstudium sich beschränken war nicht üblich, noch auch möglich. — So hörte Franz Bopp nicht bloß Natur- und Völkerrecht bei Asmut, nicht bloß Kirchenrecht bei Frank, sondern auch Logik bei Engel, auch Aesthetik oder was man darunter verstand bei Ladrone, wie Geschichte und Philosophie bei Windischmann.

Es ist nicht selten einer, der auf das Leben und den Bildungsgang eines Jünglings entscheidend einwirkt. Auch bei Franz Bopp war es vor allen einer. Und dieser eine war Karl Joseph Windischmann.

Wie Franz Bopp geborner Mainzer hatte Windischmann in Würzburg Philosophie mit Medizin vertauscht. Dann war er, einundzwanzig Jahr alt, nach Wien gegangen, aber nach Jahresfrist zurückgekehrt, um wieder in Mainz Geschichte und Philosophie zu treiben. Das war 1797, da eben Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ erschienen. Den jungen Arzt, Philosophen

und Altertumsforscher packte diese Schrift mächtig genug. Wie viele andre wurde auch Windischmann ein eifriger und begeisterter Anhänger dieser Richtung. — 1801 folgte er einem Rufe seines Landesherrn als kurfürstlicher Hofmedikus nach Aschaffenburg, wurde 1803 Professor und 1811, im dritten Jahre der Universität zum Ordinarius für Philosophie und Universalgeschichte und zum Oberbibliothekar der großherzoglichen Bibliothek ernannt, eine Stellung, darin er bis zu seinem Abgange nach Bonn, bis 1817 verblieb.

Doch Windischmann war damals, als er seine „Darstellung des Begriffs der Physik“, 1802, seine „Ideen zur Physik“, 1805, und die „Selbstvernichtung der Zeit“, 1807, herausgab, noch keineswegs der fromme, gottselige und wundergläubige Mann, der er später geworden, und den wir im Verfasser der „Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte“, 1827/34, voll erkennen. Im Gegenteil, er war Freimaurer, war Illuminat. Man will auch wissen, wie und wann die Umkehr bei ihm statt gefunden. — Windischmann hatte, wie bemerkt, eine wunderbar anmutige, geistvolle Tochter, um einige Jahre jünger als Franz Bopp. Sie wurde krank und starb in der Blüte ihrer Jugend. „Eine so schöne Seele kann nicht verloren gehen,“ rief der gebeugte Vater, und seitdem, sagte man, wurde er gläubig und fromm. — Der Uebertritt vom „absoluten Erkennen“ zum Glauben und mystischen Schauen ist aber auch sonst nicht schwer und nicht selten gemacht.

Die Zeit liegt hinter uns, da man kurzweg den Stab gebrochen über Anhänger und Parteigänger der Schellingschen Naturphilosophie, über die Baader, Oken und Troxler, die Görres und Creuzer, die Steffen und Windischmann. Ihren Gefühlsanschauungen und Schwärmereien, ihren theosophischen Träumen und Gesichten, ihrer geistreichen Aesthetik und Mystik mag wohl niemand mehr das Wort reden. Aber gewiß ist, daß unvergleichliche Tiefe des Gemüts, eine Wärme der Empfindung uns bei ihnen anweht, wie wir sie sonst gar selten finden. Gewiß ist auch, daß dieß manchem guten und schönen in Wissenschaft und Kunst, auch der Sprachwissenschaft sehr zu gute gekommen. Denn es liegt in den Anfängen aller Geschichte und Erkenntnis, liegt auch in den Anfängen aller Sprache und Sprachforschung etwas nicht eben mystisches

aber mythisches, etwas was sich eher herausfühlen als heraus-sagen läßt.

Genug, Windischmann hatte es dem jungen Franz Bopp angetan. Der Mann, der auch nachmals immer den geheimsten Geheimnissen im „Grundwesen der menschlichen Natur“ nachhieng, hatte seinem Zögling in die innerste Seele geschaut und da seine Freude gesehen. Mit seltener Zuneigung liebte er den begabten und strebsamen Jüngling. Er lenkte dessen Fleiß und Aufmerksamkeit auf das was ihm selbst vor allem am Herzen lag und machte ihn zum Vertrauten seines Hauses und seines Umgangs. Franz Bopp war dagegen voll „sympathischer“ Verehrung für den Lehrer, überließ sich willig dessen Leitung und folgte eifrigst dessen „philosophischen Lehrkursen“.

Diese waren im grunde ähnliches wie die Vorlesungen eines Creuzer in Heidelberg und verhältnismäßig eben so zahlreich besucht. — In den Vorträgen dieser Männer war etwas was den Hörer ergriff, ihn fesselte, man möchte sagen, bestrickte, was viel mehr bewundern als begreifen ließ. Junge, empfängliche Gemüter wurden darin voll und voller begeistert. — Während Fürsten und Völker dazumal den Ereignissen der Gegenwart ängstlich folgend ihre Augen nach Frankreich richteten, wo ein gewaltiger Kriegsherr die Erbschaft der Revolution angetreten, woher er seine Macht über Deutschland und Europa geworfen, hafteten die Blicke jener Philosophen und Gelehrten an einem fernen Osten und einer weit fernerer Vergangenheit. Alle Weisheit und alle Wissenschaft, alle Kunst und Bildung waren dort aufgegangen, dort, im Orient, wo die Wiege der Menschheit gestanden. Man mußte Orientalia treiben, orientalisches Altertum studieren, orientalische Philosophie, orientalische Sprachen — Hebräisch, Arabisch, Persisch, und was konnte man nicht? — die Kultur Aegyptens, die Sprache und Literatur des alten Indiens.

Neben dem Wunderland Aegypten, durch Napoleons Zug dahin näher gebracht, seiner geheimnisvollen Priesterweisheit und Bilderschrift, ja mehr als dieses und als irgend ein anderes Land der Welt hielt Indien die Phantasie beschäftigt. Wenig war was man wufste, desto mehr was man glaubte, beides aber genug, um

den frommen Enthusiasmus jener Zeit und Leute aufs höchste zu steigern. Mit dem Dämmerlicht, das dort eben erst angebrochen, war jenen bereits ein froher Morgen leuchtend, der die Erfüllung ihrer schönsten Träume und Ahnungen verhieß.

Seit kaum zwei Jahrzehnten hatten die Engländer die Herrschaft in Indien erlangt, hatten deren Pionierarbeiten dort begonnen. Mit wahrhafter Begeisterung waren die ersten Berichte der Kalkuttaer Gesellschaft, mit gläubiger Verehrung alles von daher hingenommen worden, und mit Sehnsucht erharrte man neue Offenbarungen über eine „älteste“ Sprache und Weisheit des Menschengeschlechts. Eine Sprache, „vollendeter als die griechische, reicher als die lateinische, feiner gebildet als beide“, hatte Sir William Jones gesagt, und „doch mit beiden in nächster Verwandtschaft“; eine Literatur, die solch herrliches Kleinod, eine Sakuntala besaß, deren „himmlisch paradisische Schönheit“ alle Welt entzückte; eine Religionsweisheit, die selbst angesichts kampfbereiter Heere zu Betrachtungen über die tiefsten Verborgenheiten göttlicher Weisheit herausforderte; das waren Dinge, ganz wohl dazu angetan, einen Nachfahren Herders, einen Jünger Schellingscher Natur- und Religionsphilosophie aufs mächtigste zu ergreifen. Und vor allem diese göttliche Urweisheit, womit Betrüger und Betrogene dazumal einander anführten. Zu Zweifel und Kritik war der Glaube viel zu groß und stark, die Mittel und Kenntnisse viel zu gering und schwach.

Da erschien das Buch des jüngern Schlegel, und aller Zweifel war nun völlig ausgeschlossen. Auch Friedrich Schlegel hatte sie kennen gelernt — die Sprache, welche ähnlich und verwandt klang den Klängen des griechischen, römischen und germanischen Altertums, dabei so „schön und kunstreich“, die Frucht eines „einfachen und seligen Wandels im Lichte der Besonnenheit“ — die Literatur, worin Philosophie und Poesie unzertrennlich verschmolzen, Dichtungen, ohne jenes „wilde Feuer“ einer glühenden Phantasie und dennoch an „Blumenschmuck und Bilderfülle“ voll und reich — „die feinsten Begriffe von der Gottheit in den ältesten Systemen des Aberglaubens“, Erzählungen von Büßer- und Betrachtungsleben, einem seligen Nichtstun, um dem Gedanken „der menschengewordenen

Gottheit“, den verlorenen Spuren „göttlichen Lichts“, tiefsten Geheimnisses, „eines ursprünglichen Aufgehens der Gefühle und missverständlicher Offenbarung“ nachzuhängen. Das alles und vieles dergleichen hatte er selber erfahren. Seine Erklärungen verhüllt mystisches Dunkel, sein Wissen und Nichtwissen umkleidet das kunstreiche Gewand der Romantik. Dennoch und gerade deswegen ward das Buch von der „Sprache und Weisheit der Inder“, 1808, ein neues Evangelium.

Auf dieses beriefen sich die Görres und Creuzer in ihren „Mythengeschichten der alten Welt“, ihrer „Symbolik und Mythologie“, 1810/12, auf dieses sie und andre in ihren Vorlesungen. Je vager ihre Kenntniss, desto kühner und voller ihr Reden. Ihre eigne Begeisterung entflamte die jugendlichen Herzen. Manche, vielleicht die meisten ihrer zahlreichen Hörer haben früher oder später darüber gelächelt. Aber seiner Zeit waren alle hingerissen, auch solche die weniger reiches Gemüt und empfänglichen Sinn hatten als Franz Bopp.

Wie eine Seite aus Schlegels Buche klingt das Zeugnis, das ihm sein Lehrer später erteilt hat. — Insbesondere, heißt es darin, ließ er „in den philosophischen Kursen bedeutenden Scharfblick und vorwaltende Neigung zu ernster Wissenschaft an sich erkennen. Diese widmete er vor allem der Sprachforschung sogleich von anbeginn mit der Absicht, auf diesem Wege in das Geheimnis des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und seinem Gesetz abzugewinnen. So lernte er denn — fährt Windischmann fort — minder aus einem vorhandenen Talente der bloßen Sprachfertigkeit, als aus dem lebhaften Gefühl für die im Sprachenreichtum des Menschengeschlechts verborgenen Harmonien die Sprachen des klassischen Altertums sowohl als die gebildetsten des neuen Europa und suchte dieselben seinem erforschenden Sinn gleichsam als Organ anzueignen. Dieß alles geschah in der Stille, und eben in ihr hegte er auch das Verlangen, den Sinn für die innere Natur der Sprache zu üben und zu schärfen. Er suchte sich mit dem größten Eifer den Charakter und die Denkart des morgenländischen Altertums bekannt zu machen, benutzte sowohl die Vorträge hiesiger Lehranstalt, als

den vertrauten Umgang mit seinen Lehrern, vorzüglich in bezug auf orientalischen Mythos und Philosophie und ließ endlich seinen Wunsch, sich in Paris mit der orientalischen und insbesondere mit der indischen Literatur vorerst genau bekannt zu machen und dann ferner sein ganzes Leben hindurch mit ihr sich zu beschäftigen, bestimmter hervortreten“<sup>4</sup>.

So Windischmann. Wieviel davon auf Rechnung des Lehrers, wieviel auf Rechnung des Schülers zu setzen ist schwer zu sagen. An der Art der Abfassung und auch Abgabe dieses Zeugnisses war Franz Bopp sicher unschuldig.

Gewiß ist nur, daß er in seiner ersten Studienzeit auch an Sprachenkenntnis soviel wie möglich erworben, daß er nicht nur sein Latein und Griechisch einigermaßen konnte, sondern auch vom Hebräischen und Arabischen einiges. Und viel mehr als Wissen hatte er in seiner Seele lauterer Wollen befestigt, das indessen sein Ziel noch keineswegs so bestimmt, so klar oder unklar kannte, als da sein Freund und Lehrer vier Jahre später angibt.

Der Wunsch nach Paris zu gehen lag freilich nahe genug. Friedrich Schlegels Vorgang, daß dieser die ersehnten Kenntnisse und Erfahrungen dorthier geholt, war allein hinreichend. Dazu kam anderes und dieß. Ein studierender junger Mann, Jurist oder Orientalist, konnte in dem kleinen Aschaffenburg nicht sitzen bleiben. Und am Ende war die Hauptstadt Frankreichs gewissermaßen die Haupt- oder Hauptuniversitätsstadt des Landes. — Also war Franz Bopp entschlossen, sein Entschluß aber um nichts weniger kühn. Ein stiller deutscher Jüngling, von Heimat und Vaterhaus nie entfernt, viel mehr in der orientalischen Märchen- und Sagen- als in der wirklichen Welt erfahren, allein, unbemittelt — denn was konnte auch sein Vater ihm viel geben? — in das Getriebe der fernen fremden Weltstadt versetzt, dazu gehörte etwas, noch jetzt, geschweige damals. Dabei war Kriegszeit, des Krieges noch kein Ende abzusehen. Noch nicht hatte eine brennende Zarenstadt dem Franzosenkaiser zum Rückzug geleuchtet, aber überall schon gährte es in deutschen Herzen und rüstete man sich im stillen zur Befreiung des Vaterlandes.

Der junge Bopp dachte nur an die Worte Friedrich Schlegels.

„Auch jene für die Wissenschaften so ruhmvollen Zeiten der Medicäer — hatte Schlegel gesagt — waren unruhig, kriegerisch und gerade für Italien zum teil zerrüttend; dennoch gelang es dem Eifer einiger wenigen, alles dieß außerordentliche zu stande zu bringen, denn ihr Eifer war groß und fand in der angemessenen Größe öffentlicher Anstalten und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürsten die Unterstützung und Begünstigung, deren ein solches Studium beim ersten Anfange bedarf.“<sup>5</sup> — Schlegel knüpfte an die Wirkung des indischen Studiums keine geringere Bedeutung als die der wieder erwachten Kenntniss des klassischen Altertums im 15. und 16. Jahrhundert. Und was die „Unterstützung und Begünstigung“ angeht, so waren die Worte wie besonders auf Dalberg gemünzt. Schon in Erfurt war dem Coadjutor ein Interesse für altindische Literatur, schon durch seines Bruders Teilnahme an Uebersetzungen abgewonnen worden. In Aschaffenburg sorgte Windischmann dafür, daß dem geistreichen Reichserzkanzler diese Dinge nicht fremd wurden. Der Mann, welcher übrigens die Familie unseres Schiller reichlich unterstützte, einem Jean Paul zeitweilig eine Pension gab, sonst überall so viel half und gutes tat, der ließ auch wohl den Sohn seines Unterbeamten nicht ganz leer von dannen — wir wissen es nicht, aber wir sollten meinen.

Es war im Herbst 1812. Franz Bopp hatte eben sein zwanzigstes Lebensjahr vollendet, als er Abschied nahm von seiner Heimatstadt, von Lehrern und Jugendfreunden, von Windischmann und seiner Lotte — er sollte sie nimmer wiedersehen — von seinen Geschwistern, seinen Eltern. Allein, nur ein Stück Weges begleitet, fuhr er in die Fremde. Was in der Seele des Jünglings vorgieng, wie er auf der langen Fahrt betrübt und auch froh war, wie er träumte und schwärmte — er hat uns nie davon erzählt, in keinem Briefe, den wir haben, davon gesprochen. Seine glückliche Natur half ihm über alles so bald hinweg. Diese aber und was ein Jüngling gebraucht, gesundes Herz, frischen Mut und wenig Geld, die hatte ein gütiges Geschick ihm mit auf den Weg und die Wanderschaft gegeben. Und damit kam Franz Bopp nach Paris.

---

## Zweites Kapitel.

### Paris und die orientalischen Studien.

(1812—1815.)

Die Hauptstadt von Frankreich war in den ersten Zehnten unseres Jahrhunderts eine Hauptstätte orientalischer Sprachstudien. Reiche Sammlungen von Büchern und Handschriften harrten des kundigen Forschers; Lehr- und Lesesäle öffneten sich dem lernbegierigen; und Männer von Ruf und Gelehrsamkeit waren da, befähigt und bereit, den strebsamen zu unterstützen. Da waren Silvestre de Sacy und seine Schüler Etienne Quatremère und Léonard de Chézy; da war Abel Rémusat, der große und seiner Zeit größte Sinolog, und Louis Langlès, der mehr um seine Liebenswürdigkeit als seine Kenntnis gerühmte Konservator der Bibliothek und der orientalischen Handschriften.

Auf dieses Mannes Betreiben hatte die Regierung im Jahre 1795 eine Spezialschule für lebende orientalische Sprachen gegründet, ihn selbst zum Präsidenten der Anstalten und zu deren erstem Lehrer den berühmten Orientalisten de Sacy ernannt. Gründliches Wissen und wissenschaftlicher Geist vereinten sich bei de Sacy mit der Fähigkeit, Schüler zu bilden und zu begeistern, während Langlès den herzlichen Willen und unter seinen Händen alle Mittel hatte, dem studierenden behilflich zu sein. Wer die Gunst und Freundschaft dieser beiden besaß, den Unterricht des einen auf der Schule genoß, die Unterstützung des andern auf der Bibliothek, dem konnte es nicht fehlen, er hätte es denn selber fehlen lassen an gutem Willen, an Geschick und an Eifer, um beides recht zu nutzen. Und das wollte und konnte keiner weniger als Franz Bopp, der frische Ankömmling in Paris.

Einzig von seinem Streben erfüllt und wie gefeit vom heiligen Feuer seiner Lust, hatte er bald das Getriebe der Weltstadt außer acht, das den Fremdling da wie sinneverwirrend umrauscht. Was da drängte und trieb, das trieb und drängte ihn zur Arbeit. Denn er hatte sich bald zurecht und von allem andern unbeirrt den

engen Kreis seines Suchens und Strebens heraus gefunden, hatte bald die einigen Bekanntschaften gemacht, an die ihn seine Empfehlungen oder Absichten wiesen. Sein heiteres und jugendlich frisches Wesen gewannen ihm überall freundliches Entgegenkommen; seine schon nicht geringe Fertigkeit im Französischen kam ihm in aller Hinsicht wohl zu statten; und sein anderes, auch nicht geringes Wissen und Können, um so williger und höher geschätzt, je bescheidener er damit zurückhielt, je eifriger er es zu mehrern bestrebt war, ließ ihn doppelt und dreifach die Achtung gewinnen, welche man jungen fremden Gelehrten in jenem Kreise entgegen trug. Genug, und sicher, er konnte seinen Lieben daheim alsbald beruhigende Nachrichten geben und von der überall freundlichen Aufnahme erzählen, welche ihm in Paris zu teil geworden.

Das Paris von 1812 war so wenig das von heute, wie die französische Gesellschaft von damals die von heutzutage. Noch waren die Straßen vielfach enge, auch die Häuser vielfach enge, aber die Herzen waren weit. Man freute sich, wenn ein fremder, auch ein fremder Deutscher zu sehen, zu hören, zu lernen kam, weil man sich selber groß und geehrt wufste, weil man ihn nicht scheute; die altgerühmte französische Höflichkeit war auch nicht nur Schein oder Schminke, um schlecht verhaltenes Miswollen zu verdecken.

Mit offener Herzlichkeit hatte den jungen Bopp de Sacy empfangen, ein Mann in den fünfzigern damals. Er war das Haupt der französischen Orientalisten. Seine Schriften, seine zahlreichen Schüler, einheimische und fremde, hatten seinen Ruhm längst über Kanal und Rhein hinaus getragen. — De Sacy war Franzose. Jene Tiefe und tiefe Innerlichkeit des Gemüts, worin die deutsche Mystik und Romantik wurzelten, jenes Schaffensvermögen spekulativer Ideen, kurz, was alles einen Schelling, Fichte und Hegel, wie oft gesagt, drüben unmöglich machte, war auch ihm nicht eigen. Aber eigen war ihm eine ideale Geistesrichtung, die ihn seinerzeit und gleichzeitig mit deutschen Sprachgelehrten auch zu allgemeiner philosophischer Grammatik hingetrieben. Und eigen waren ihm echter Forscherfleiß und gediegene Gründlichkeit, Klar-

heit des Denkens und Klarheit des Ausdrucks, neben einer Fülle von Einzelkenntnissen ein lebendiges Interesse für jedes, auch das entlegenste Wissen, für Wissenschaft überhaupt<sup>6</sup>. Diese Eigenheiten ließen ihn einen nachhaltigen Einfluß auf eine ganze Generation von Orientalisten üben, auf alle die seine Schüler wurden, auch auf den Zögling Windischmanns, nicht minder für die Art wie er sein Lernen trieb als für sein Lernen und Weiterlernen der semitischen Sprachen. — Franz Bopp wurde Schüler de Sacys, nahm eifrigen Anteil an dessen arabischen, später auch persischen Lehrkursen, wurde, wie er sagt, eifriger Anhänger Muhameds und Studierer seines Gesetzbuchs. — „Ich habe mich seit dem ich hier bin einzig mit dem Arabischen beschäftigt, weil man mir geraten, mir in derselben einige Fertigkeit zu erwerben, ehe ich zu andern orientalischen Sprachen schreite.“ So schreibt er in seinem Neujahrsbriefe 1813 an Windischmann, in dem ersten, den wir von ihm haben. Er ließ davon nicht ab, auch dann nicht, als er mittels Selbststudium sich der Erlernung einer Sprache befiß, um derentwillen er vornehmlich nach Paris gekommen.

Einen Lehrstuhl für Sanskrit gab es noch nicht. Der ihn auf de Sacys Verwendung später erhielt, Léonard de Chézy, war Professor des Persischen am Collège de France. Er hatte sich durch Uebersetzung eines persischen Gedichts, Medjnun und Leila, 1807, zuerst bekannt gemacht. Wie Claude Fauriel, der Literarhistoriker, wie Langlès, dessen Kollege an der Nationalbibliothek, war er Schüler jenes englischen Marineoffiziers und Mitgliedes der Kalkuttaer Gesellschaft, des Alexander Hamilton geworden, hatte da auch Friedrich Schlegel kennen gelernt und in dessen Hause die Enkelin der Karschin, die bekannte Helmine, die er später geheiratet.

Seit 1810 von Chézy, ihrem zweiten Manne getrennt, führte diese ihr romantisches Leben wieder in Deutschland, war auch mitunter nach Aschaffenburg gekommen, so lange nämlich Dalberg, ihr Freund und Protektor dort residierte. Daher kannte sie jenes „heimatliche Tal, vom Spessart gekrönt, vom Main durchflutet“, und kannte ihn selbst, den Franz Bopp, ehe er, wie sie sagt, „in rosiger Jugend und Hoffnung, das Herz zum Springen voll von Wifsbegierde und Liebe zum Schönen nach Paris gieng“. — Der

führte da zuweilen ihre beiden Jungen spazieren, „die Angehörigen seines künftigen Lehrers“, heißt, und mußte bei solcher Gelegenheit einmal den jüngsten, der ins Wasser gefallen, herausziehen und vom Ertrinken retten. So steht auf einem aufgefundenen Blatte von unbekannter Hand aus irgendwo ausgeschrieben. — Uebrigens rühmte sich die Helmine nachmals, ihm zuerst das persische Alphabet — nicht die Sanskritbuchstaben, wie jenes Blatt sagt — gezeigt und wie noch wenige „sein jugendliches Sein, die stilltiefe Weihe seines Gemüts“ verstanden zu haben<sup>7</sup>.

Dieß beiläufig. Aber wie Chézy den jungen Aschaffenburg sah, in der tat so lebensfrisch und lernlustig, wie seine Frau ihn später geschildert, da mochte er wohl an diese und seine unversorgten Kinder denken, die bei ihr waren. Er mochte an den Schlegel und die andern denken, welche sich ehemals um den sanskritkundigen Engländer zusammen gefunden, an diesen selbst, der seit Jahren nun seiner Kriegsgefangenschaft entlassen, als Professor in Hertford bei London lebte. Mit entschuldbarem Neide mochte er auf den achtzehn Jahre jüngeren Deutschen sehen, mit weniger entschuldbarem von dessen Absicht hören, Sanskrit zu lernen, denn er selbst war kränklich und leidend, eine reizbare Natur und eifersüchtig, der einzige da zu sein, der Sanskrit verstand. Bei dem allem empfing er ihn freundlich, hat ihm auch ferner und stets seine Achtung und Anhänglichkeit bewiesen, ihn bis zuletzt seinen „treuen und lieben Freund“ genannt. Aber auch nur im Persischen hat Franz Bopp bei ihm Vorträge gehört; sein Lehrer im Sanskrit ist de Chézy nie geworden<sup>8</sup>.

Auch nicht Langlès, der doch einer der ersten in Frankreich durch Uebersetzung des Wilkinsschen Hitopadeça, 1790, sein Interesse für Altindisch an den tag gelegt, der die erste Gelegenheit wahrgenommen, die merkwürdige Sprache auch selbst zu lernen, und seinen Lehrer, eben jenen Alexander Hamilton auch bewogen, seine unfreiwillige Muße einem Katalog der Sanskrithandschriften zu widmen, die seit Jahr und Tag in der „Bibliothek des Königs“ zusammen gebracht waren.

Schon seine Stellung machte diesen Mann einflußreich; seine Einsicht und Gefälligkeit erhöhten sein Verdienst und machten ihn

bei allen, besonders bei allen Orientalisten geschätzt. Wer nicht etwa die geraubten Schätze seiner Bibliothek zurückzufordern kam, wie Jacob Grimm nachmals, der lernte in Langlès weniger den kalt höflichen und gemessen zurückhaltenden Bibliothekar als vielmehr den liebenswürdigen Menschen kennen, als den er früher gegen Schlegel sich erwiesen und nun auch gegen Bopp sich zeigte. Er hat ihn nach Windischmanns Ausdruck „stets auf ausgezeichnete Weise behandelt“<sup>9</sup>. Er unterwies und unterstützte ihn so gut und so viel er konnte, stellte ihm nicht nur die Mittel der öffentlichen Bibliothek sondern später auch die seiner eigenen reichhaltigen Privatsammlung zu gebote. Ohne die Aufmunterung und „tätige Unterstützung“ dieses Freundes — so hat es Franz Bopp dankbar anerkannt — wäre er in der Hauptsache noch schwer zurecht gekommen. In der Hauptsache, d. h. im Sanskritlernen, darin er nach seiner eignen wiederholten Aussage vom Anfang bis zu Ende Autodidakt geblieben<sup>10</sup>.

Der Mangel an Hilfsmitteln, wie er da vor einem Jahrzehnt noch gewesen, war mittlerweile gehoben. Dank den Bemühungen englischer Gelehrter in Indien war bereits eine Anzahl Lehrbücher erschienen — H. Th. Colebrookes Grammatik, 1805, eine von William Carey, 1806, von Charles Wilkins, 1808, ein erster Teil von H. P. Forsters „Versuch über die Elemente der Sanskritgrammatik“, 1810. Und außer dem ersten und besten waren die andern auch schon in Paris und für Franz Bopp zu haben.

Sein Landsmann hatte früher nur die Handschrift eines ungenannten Missionars vorgefunden, dieselbe, wovon der Pater Coeurdoux seiner Zeit dem Hellenisten Barthélemy St. Hilaire geschrieben, ein freilich schwer brauchbares Machwerk. Darum hatte Friedrich Schlegel auch sein *avia . . . peragro loca*, sein Wandeln auf unbetretenen Pfaden stolz verkündet. Nur daß dieser bei seinem „herkulischen“ Unternehmen, wie ers hieß, „einen am Ganges einheimisch gewordenen Wegweiser“ gefunden, der ihn täglich die drei Stunden an der Hand geführt, während Franz Bopp „einzig auf sich selbst beschränkt“, auf „eignes sich selbst überlassenes Studium“ und auf seine paar gedruckten Führer angewiesen war<sup>11</sup>.

Und wie recht und verläßlich diese waren oder nicht waren, darauf können wir sie uns selber heute noch ansehen.

Jene Lehrbücher — wir müssen von Colebrookes unvollendetem Werk und Forsters unfertigem Versuch hier absehen — sind nach Mustern altindischer Grammatiker und nach Diktaten gelehrter Brahmanen zu stande gebracht, gar verschieden von der Art unsrer Sprachlehren. Sie hatten unstreitig ihr Verdienst, schon ihre Abfassung war verdienstlich. Eines, das Buch Careys hatte seinen Reichtum an Paradigmen und Beispielen, das andere und bessere von Wilkins wollte „die Algebra der indischen Sprachlehre in die gewöhnliche Arithmetik übertragen“<sup>12</sup>. Aber es fehlte diesen Verfassern selbst noch an genügender Kenntniss der Sprache, die ihre Kompendien lehren sollten. Diese waren nicht für Anfänger. Man mußte Sanskrit können, um aus ihnen Sanskrit zu lernen. Und wer nun nichts anders hatte, der konnte eben nichts besseres tun als was Franz Bopp tat, sobald als möglich sanskritische Texte vornehmen.

Was Carey seiner Grammatik als Leseproben beigegeben, ein paar Stücke jüngerer Puranen- oder Sagenliteratur, einige Kapitel aus dem Evangelium Matthäi ins Sanskrit übersetzt, war gewiß wenig zu gebrauchen, und von sonst gedruckten Werken wufste Franz Bopp „keines geliehen zu bekommen“. Also nicht was Sir William Jones zuerst ediert, was freilich auch wenig dienlich, ein Gedicht Ritusamhâra, „die Jahreszeiten“, 1792, auch nicht, womit Jones und Wilkins selbst zuerst gelernt und ihre Uebersetzung versucht hatten, den Hitopadeça, jenes schon erwähnte Spruch- und Fabelbuch, dessen Text auch zuerst Carey, 1806, und kürzlich wieder, 1810, Hamilton für seine Schüler in Hertford herausgegeben — er mußte gleich zu handschriftlichem und zu solchem greifen, davon ihm auch Uebersetzung zur hand war. Nur ihm zusagen konnte was er da nahm und fand, wie wenig anderes zusagen einem Schüler Windischmanns.

Er nahm die Bhagavadgîtâ, „das hehre Lied“, jenes religionsphilosophische Gedicht, welches eine größte Episode im großen Epos der Inder bildet und englisch als erste Probe indischer Literatur und Weisheit herausgekommen. Auch Friedrich Schlegel

hatte sich daran versucht und einige Proben daraus seiner „Sprache und Weisheit“ beigegeben. Was diesem an Handschriften vorgelegen, ihrer vier, das konnte auch Franz Bopp benutzen, dazu die Wilkinssche Uebersetzung, deren Mängel und Misverständnisse die Jahreszahl 1785 am besten entschuldigt. Diese mußte ihm, so recht oder schlecht, das dritte Werkzeug, das Wörterbuch ersetzen, denn außer dem was sich im Manuskripte jenes ungenannten Missionars vorfand, die Abschrift einer Wörtersammlung des Amara-Kosha und eines versifizierten Wurzelverzeichnisses, Kavikalpadruma betitelt, war ihm nichts dergleichen geboten.

Schon 1807 hatte Colebrooke eine Anzahl jener altindischen Wörterbücher, sogenannter Kosha oder Thesauern abdrucken und alsbald auch das bedeutendste darunter, das des Amara-Sinha, eben jenen Amara-Kosha mit englischer Interpretation und Erklärungen erscheinen lassen<sup>13</sup>. Nach dem europäischen Kontinent war aber dieses wie so manches andre Werk englischer Gelehrten jener Zeit nicht gelangt. Die Kontinentalsperre war dagegen; wie kein anderes hat diese napoleonische Gewaltmaßregel der Verbreitung indischer Kenntnis im wege gestanden und die Fortschritte der Wissenschaft aufgehalten.

Nur wäre einem Anfänger auch mit einem jener indischen Vokabularien wenig gedient gewesen. Man muß lesen, wie sie der erste Herausgeber eines Sanskritwörterbuchs, wie sie Wilson später schildert. Darnach hat der geübte Kenner wohl seine Schwierigkeit, ein fragliches Wort herauszufinden und gefunden die gegebene Bedeutung zu verstehen. Genug, was sieben Jahre später erklärt ward, da jenes Wörterbuch bevor stand, das wurde mit fug und recht erklärt. Noch immer fehlten da eine entsprechende Textsammlung, eine kurzgefaßte Grammatik, ein nicht allzu dürftiges alphabetisches Glossar, „die dringendsten Erfordernisse für den ersten Unterricht“. Sie wurden laut gefordert und dazu gesagt, „dals wer es unternähme, sich des Sanskrit ohne Lehrer zu bemeistern, nicht mit der Mühe abkomme, eine der schwierigsten Sprachen zu erlernen, sondern in dem Falle sei, sie größtenteils entziffern und enträtseln zu müssen“<sup>14</sup>.

Aber hierin eben lag auch der Reiz; hierin eben lag auch was

den mutigen Eifer des Anfängers spornte und gespannt hielt, was seine Kraft stärkte und stützte, wie er so gezwungen ward, sich selbst Grammatik und Wörterbuch zu schaffen. Jenes „Entziffern und Enträtseln“, mit anderm Wort, jenes Analysieren schärfte seine Beobachtung und ernüchterte sein Denken. Franz Bopp verdankte ihm nicht nur sein Erlernen der Sprache, sondern auch sein weiteres Erkennen und „Entdecken“, dieser Not, dürfte man sagen, seine Erfindung. Sanskrit, die beste Lehrmeisterin des Sanskrit, war ihm bei dem allem am besten behilflich.

Sie zeigte sich ihm mehr und mehr in der hellen Durchsichtigkeit ihrer Bildung, in der deutlichen Struktur ihrer Glieder und Formen, in ihrer Verbindung von Wurzeln und Stämmen mit Flexions- und Ableitungssilben, in ihrer reichen Fülle und Fähigkeit der Zusammensetzung, in ihres ganzen Baus Regelmäßigkeit und Harmonie. Sie zog ihre Schwestern heran, die griechische und lateinische, sich ihm leichter verständlich zu machen, ihn unbekanntes durch bekanntes begreifen und behalten zu machen. So hat es Franz Bopp an Windischmann und so nachher in einem Schreiben nach München über sein Lernen der altindischen Sprache berichtet, und über seine Schwierigkeit, sie ohne Lehrer lernen zu müssen. „Doch nachdem ich den Anfang mit vieler Mühe und dem Aufwande aller meiner Geduld überwunden, und nachdem ich viele Worte durch öfteres Vorkommen kennen und gehörig zu trennen gelernt hatte, so beendigte ich das übrige, indem der Stil an und für sich leicht und einfach ist, mit viel geringerer Mühe; und ich habe alles ziemlich gut verstanden.“ — „Wegen der großen Regelmäßigkeit aber“, heißt es in letzterem, „und der strengen Analogie, welche diese Sprache auszeichnet, sowie wegen ihrer auffallenden Verwandtschaft mit dem Griechischen, Lateinischen und andern europäischen Sprachen ist es mir dennoch möglich gewesen, bald zu einer gewissen Fertigkeit in derselben zu gelangen. Ich begann meine Lektüre mit dem Bhagavadgita — heißt da weiter — und las nach und nach all dasjenige was ins Englische übersetzt ist; hierdurch erwarb ich mir die Fähigkeit, das Sanskrit auch ohne Hilfe von Uebersetzungen zu verstehen<sup>15</sup>.“

Und von der Bhagavadgîtâ — es war im Frühjahr 1814, kaum

ein Jahr nach Beginn seines Sanskritlernens — kam er zum Râmâyana. Wiederum war er seinem Vorgänger gefolgt. Auch Friedrich Schlegel hatte sich an dem Gedichte versucht und den „Anfang des Ramayon“ in metrischer Uebertragung seinem Buche angefügt. Er hatte dazu eine Handschrift auf Baumwollenpapier gehabt, eine beste, wie er meinte, der Pariser Bibliothek. Und Franz Bopp hatte dazu, von de Sacy wie wir lesen, den ersten Band einer gedruckten Ausgabe geliehen erhalten, welche die beiden, William Carey und Joshua Marshman, 1806, begonnen, Text mit freier englischer Uebersetzung — aber eines wo möglich noch ärger als das andere gemacht.

Wer übrigens die Bhagavadgîtâ gelesen, dem konnte der Râmâyana nicht mehr allzu schwer sein, und „der wunderbare Reiz“, den diese prächtigen Gesänge des Vâlmiki ausübten, war ein frischer und anderer als welchen die religionsphilosophischen Wechselreden Arjunas und Krishnas gewähret. — Der ältere Schlegel, August Wilhelm, der spätere Herausgeber des Gedichts, hat nachmals geraten, Sanskrit mit dem Râmâyana anzufangen. Die Erzählung in diesem Heldengedicht schreite anschaulich fort wie die homerische; der epische „Urstil“ sei großartig und einfach; man gewöhne sich so bald . . . Ueberdieß entfalte sich sogleich in der alten Götter- und Heroenwelt eine Fülle schöpferischer Einbildung; die halte den Leser abwechselnd unter lieblichen und hohen Bezauberungen fest und lasse ihn keine Mühseligkeit gewahr werden<sup>16</sup>. Franz Bopp scheute keine Mühseligkeit; für seine Geduld brauchte ihn auch nichts anderes festzuhalten; er wollte lesen und lernen.

Gar nicht lange und er hatte fünfzig Kapitel durchgemacht und war zur Viçvâmitra-Episode gekommen. Das ist die bekannte Sage von Viçvâmitra und Vasishtha, dem Königshelden und dem Brahmawaisen, von ihrem Streit, dem uralten Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Groß und gewaltig, aber gewiß auch nicht ohne einen tiefen Grundzug von Ironie geht die Erzählung durch fast die ganze Hälfte des ersten Buches. Schon gegen Ende des Frühjahrs konnte Bopp seinen alten Freund und Lehrer daheim mit einem Stück möglichst treuer und metrischer

Uebersetzung dieser Episode überraschen, einer ersten Frucht seiner kaum anderthalbjährigen Sanskritstudien<sup>17</sup>.

Eine größere Freude hätte er dem Manne nicht machen können; er hätte ihm denn gleich die ganze Episode, gleich den ganzen Râmâyana geschickt. „Die innigsten, menschlichsten Anklänge derjenigen Empfindungen, welche am tiefsten mit uns verwachsen sind“, findet Windischmann in diesen indischen Poesien. „Wollte Gott“, schreibt er, „wir hätten nur einmal dieses Gedicht wenigstens ganz im Deutschen.“ — Er selbst hatte eben sein „Gericht des Herrn über Europa“ geschrieben; den Nachhall aus den politischen Stürmen der Zeit durchtönt das grelle Weh seines eigenen tiefer-schütterten Innern. Der letzte Winter hatte ihm seine geliebteste Tochter geraubt. Gern hätte er mit seinem Schmerze wie jene Weisen des Orients sich wohl selbst in die Einsamkeit und in den Büberwald geflüchtet. Früher hatte er seinen jungen Freund um Schonung seiner Gesundheit und richtige Maßhaltung gebeten; jetzt hat er mit seinem herzlichen Danke nur den Wunsch: „aber bald, recht bald muß ich mehr haben.“ So sehr ergreift ihn die indische Welt und ihre Lebensanschauung. Er verkündigt dem andern das nahe Erscheinen seines größern Werkes „über die magischen Kräfte“, wozu er, durch die erhaltene Râmâyana-Stelle neu veranlaßt, einiger Notizen auch über das indische Wesen bedürfe; er verheißt ihm, wie schon früher, allerhand Fragen, zu deren Beantwortung er „die bequemste Gelegenheit und das nötige Geschick“ habe, die für ihn selbst „fruchtbringende“ Winke enthalten sollen. Dann verspricht er auch schon mit dem erhaltenen Fragment zunächst den königlich bayerischen Kommissarius, den Freiherrn von Aretin, und später den König selbst bekannt zu machen, will auf seines Schülers Talente und ausgezeichneten Fleiß als „etwas wirklich seltenes und kostbares“ hinweisen und bewirken, daß man ihm Unterstützung gebe, vorerst nach England, dann auch wohl nach Indien zu reisen<sup>18</sup>.

Das kurmainzische Aschaffenburg war eben bayerisch geworden, und eine Regierung ist vielleicht niemals eher oder mehr zu Vergünstigungen geneigt als bei Erwerbung neuer Landesteile an

neu erworbene Landeskinder. — Franz Bopp aber beeilte sich. Schon nach wenigen Monaten hatte er des wohlwollenden Freundes Wunsch erfüllt und ihm zur vollen Grundlage für sein beabsichtigtes Unterstützungsgesuch die ganze Episode übersandt.

Aber sich zu beeilen war ihm auch anders wohl nötig. Nur zu begründet erscheint was Windischmann an bekannter Stelle von ihm rühmt, „in jeder Lage des Lebens seine große Mäßigung und Fügsamkeit“. Was ihm sein Vater gab war wenig. Bei aller Arbeit war er froh gewesen, einige spanische Dramen ins französische zu übersetzen und damit einige Beisteuer für seinen Unterhalt zu bekommen. Immer wiederkehrend ist in seinen Briefen der Wunsch, Aufsätze als Mitteilungen, Uebersetzungen und dergl. in Zeitschriften zu veröffentlichen, sich damit einiges zu verdienen. Denn unerschwinglich teuer, klagt er, seien die Bücher aus Kalkutta. — Fürs Leben mochte er sich eher einschränken. — „Indessen ist doch, soviel ich weiß, den Brahmanen der Wein nicht ganz untersagt!“ schrieb ihm Windischmann einmal zwischen den Zeilen. Er selbst, Franz Bopp versicherte später einmal, es könne für das schlechte pariser Trinkwasser ein Stück gut ausgebrannter Holzkohle geradeso wie Wein die gleichen Dienste leisten. — Doch alle Einschränkung hatte ihre Grenzen, auch „die Bedürfnislosigkeit eines echten Brahmanen“. Genug, Windischmann erhielt vom Könige Max Joseph von Bayern die nachgesuchte Unterstützung für seinen Schützling gewährt, eine kleine und auf zwei Jahre vorab, auf die Aschaffener Stiftungs fonds angewiesen<sup>19</sup>.

Und froh war Franz Bopp und noch froher wo möglich Windischmann, sein väterlicher Freund. „Ich lebe so viel und so oft mit Ihnen — schrieb er ihm nach einiger Zeit, daß es nur Ihrer Empfänglichkeit und Ihres Zutrauens bedarf, um ebenso auch in der größten Entfernung mit mir zu leben und meiner gewiß zu sein wie ich Ihrer bin.“ Dieß sei, fügte er hinzu, die „Gemeinschaft der Geister“, welche von keinem Raume unterbrochen, von keiner Zeit zurück gehalten oder überwältigt werde.

Das war mystisch, prophetisch, auch aufmunternd geschrieben, wie Windischmann seinem jungen Freunde schrieb; und der war jenem Berater auch von Herzen dankbar, ließ sich indessen nicht

stolz, aber auch nicht irre machen. Seine Briefe werden nüchtern und nüchterner, wie die des andern an Ueberschwenglichkeit zunehmen. Anfänglich, lesen wir, ist er voll Enthusiasmus für das Studium „der Sprachen des Morgenlandes“. Dann — er hat Sanskrit zu lernen kaum angefangen — und sein „sehnlichster Wunsch ist, dem Studium dieser in jeder Hinsicht wichtigen Sprache nie entrissen zu werden“. Wieder einige Zeit, und er denkt daran, wie seine mühsam erworbene Kenntniss fruchtbar und verbreitet zu machen.

Er sieht, das Sanskrit werde in Indien selbst auf mehr als zehnerlei Weise geschrieben. „Warum sollen wir Europäer, deren Sprachen doch auch von dem Sanskrit herkommen, nicht auch unser Alphabet jenem anpassen?“ — Der Satz ist gewiß unrichtig, in mehr als einer Hinsicht unrichtig, aber bezeichnend für die praktische nüchterne Verstandesrichtung eines Jünglings. — „Ich habe mir ein Alphabet ausgedacht“, schreibt Bopp in dem zuvor erwähnten Briefe, „womit man das Sanskrit-Buchstabensystem rein wiedergeben kann, ein Alphabet, worin ich jeden einzelnen Sanskritbuchstaben ersetze, worin gar keine Verwechslung noch Irrtum stattfinden kann, ein Alphabet, welches in jeder Buchdruckerei zu haben, worin ich leicht viele Werke mit dem Originaltexte herausgeben kann, die zur Erlernung der Sanskritsprache viel beitragen können.“ Diese Werke könnten dann um einen verhältnismäßig billigen Preis gekauft werden. Was in Kalkutta im Originaltext gedruckt werde, käme so teuer, daß kaum ein einzelner und nicht sehr reicher sich ohne große Aufopferung mehrere Bände anschaffen könne. Um sein Buchstabensystem erst bekannt zu machen, möchte er vorab die Bhagavadgîtâ, Text mit lateinischer Uebersetzung herausgeben, dann aber sogleich eine Grammatik des Sanskrit. Die solle die Vorzüge der beiden englischen seines Gebrauchs vereinigen, hinsichtlich der Umschrift aber keineswegs so unvollkommen und ganz unbrauchbar sein wie jene des Paul von Bartholomä, der „alles untereinander geworfen“, bei dem die indischen Buchstaben „bald auf diese bald auf jene Weise ausgedrückt, bald italienisch bald deutsch gelesen werden müssen.“ — Gemeint ist bekanntlich die „samskroudianische Grammatik“ des Paulinus a

St. Bartholomaeo vom Jahre 1790, zu deutsch des Paul Wessdin, der dieß und anderes aus den hinterlassenen Papieren des Paters Hanxleden in der Propaganda zu Rom zusammen gebracht.

Nur wenige Wochen darauf, und Franz Bopp verkündigt seinem Freunde „den schon lange gehegten Plau, eine vergleichende Grammatik zu schreiben — zwischen dem Sanskrit und seinen Töchtern“, wie es heißt. Er habe geglaubt, daß auch die armenische Sprache dazu gehöre, und sich vorbehalten, deren Grammatik „mit forschendem Blicke in diesem Betracht durchzugehen. Das habe er neulich getan, „und ich war — schreibt er — höchst erstaunt und erfreut. Die Aehnlichkeit geht alle Redeteile durch, zeigt sich am auffallendsten in Für- und Zeitwörtern, welche am meisten entscheiden.“ Man müsse aber „freilich hauptsächlich auf das wesentliche sehen und gehörig die charakteristischen Buchstaben in den Flektionen von den Endungen unterscheiden.“ In hinsicht der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache könne er da außer dem was schon Schlegel bekannt gemacht, „noch vieles wesentliche sagen, welches für die Grammatiker dieser drei Sprachen von Wichtigkeit sein wird.“ Es werde, heißt es zum Schlusse seines Briefes, „jene vergleichende Grammatik eine Vorbereitung zu einer besondern Sanskrit-Grammatik werden und das Studium dieser sehr erleichtern.“ — So, im August 1814, eine erste Ankündigung.

Indessen arbeitet er weiter an seiner Râmâyana-Uebersetzung. Mit der Gewißheit, königliche Unterstützung zu erhalten, sind ihm Mut und Kraft gewachsen. Seines Freundes „wahrhaft väterliche Sorgfalt und Bemühung“, wie er sagt, haben ihm die erfreuliche Sicherheit verschafft, sich sein ganzes Leben lang einem Studium zu widmen, das ihm von tag zu tag teurer wird. So wieder gegen Ende November des Jahres. Er will in nur noch wenigen Tagen die Episode fertig bringen. Dabei freuts ihn, daß er der englischen Uebersetzung nicht immer zu folgen braucht, daß er schon Fehler, die darin vorkommen, mit Sicherheit verbessern kann.

Wirklich war die Uebersetzung in kürze fertig. Aber mit dem

„noch manchmal übergehen und ändern und verbessern“ war es doch wieder Neujahr geworden, bis er es wagte, sie dem Urtheil und Gefallen des Freundes vorzulegen. Dann aber — nur noch einige Noten wollte er schicken — sollte gedruckt, sobald als möglich gedruckt werden. — Er rechnete sich noch ein und zwanzig Monate für Paris, und darin wollte er sich bemühen, „etwas wichtigeres zu leisten“. Wichtigeres aber hieß ihm, zum großen Epos der Inder zurückkehren und daraus noch unbekanntes bekannt geben. Eine bengalische Uebersetzung des Mahâbhârata, die eben in Indien zu erscheinen begonnen, sollte ihm das Sanskrit und dieses wiederum das bengalische verständlich machen, und dieß, meinte er, solle ihm später zu dem Verkehr mit den Brahmanen Nutzen gewähren. Jugendmut und Eifer rechnen mehr mit sich als mit andern, und auch Franz Bopp rechnete damals wenig mit Napoleon und auch wenig mit seiner bayerischen Regierung.

Da war es, daß ihm Windischmann von der „Gemeinschaft der Geister“ schrieb, ohne welche jener „wohl nicht die hohen Gedanken von viertausend Jahren her so kräftig und treffend verdeutschen“ könne, und er selbst nicht so innigen Anteil an ihm nehmen, um ihm selbst unbewußt seine Schritte zu leiten. Daß dieß wirklich geschehe, sehe er an der ganzen Art seiner Arbeit, die überall gleichsam seinen besten Wünschen entgegen komme. Für jetzt, heißt es dann, brauche er ihm nichts zu sagen als „fahren Sie fort, immer tiefer einzudringen: ein jeder Schritt, den Sie da hineintun, hängt mit den wichtigsten Entwickelungen zusammen, die der Menschheit annoch bevorstehen, und Ihr Name wird daneben dankbar genannt werden von der Nachwelt. Lassen Sie sich aber auch von dem Segen Ihrer Fortschritte nicht blenden — es ist noch vieles zu tun“<sup>20</sup>.

An solche Ermunterung und Mahnung knüpft Windischmann seine Auslassungen über die empfangene Episode. Er ist „verwundert“ über die Gewandtheit, mit welcher sein früherer Zögling die Sprache behandelt und meint, nur wenig ändern zu dürfen. Das Stück selbst findet er in seinem Charakter „großartig und mächtig“ — eine heilige Sage vom großen Kampfe des innern

mit dem äußern Menschen in riesenhaftem Stil“. — Aus dem Heiligen möchte er seinen jungen Freund nur alsbald ins „innere Heiligtum Indiens“, ins allerheiligste der Veda eintreten sehen, wo er ihm „im klarsten Lichte“ zu begegnen hofft. Und wäre es für jetzt nur „ein kleines merkwürdiges Stück, auch nur einzelne Stellen“, bittet er. Dazu fragt er nach etwelchen „Andeutungen ältester wirklicher Geschichte und Geographie Indiens“, nach etwelchen „Spuren Aegyptens, Griechenlands, Nordlands in indischen Denkmälern“ und was ihm noch wichtiger, nach genauerem über die philosophischen Systeme der Inder, ob sie denn „wirklich eine so scharfsinnige Dialektik an den Tag legen, wie jene des Platon und Aristoteles“, denn „wirklich so scharf sich scheiden und von einander auszeichnen, wie Friedrich Schlegel sie ordnet und scheidet“, den er ihm übrigens, „als in der Philosophie in die eigentliche Tiefe gehend nicht genug empfehlen kann“. Endlich bittet er mit nächstem um Chézys Episode aus dem Râmâyana, das Stück, womit jener, wie ihm erzählt, seinen Lehrstuhl für Sanskrit eingenommen.

Wir mögen nun lächeln über was alles der gute Mann da schon mit einem fordert, und auch Franz Bopp mochte darüber lächeln. Aber anerkennen müssen wir doch und würdigen zumal den richtigen Blick in jenen Forderungen und nicht minder die treue Liebe und herzliche Sorgfalt, die aus dem allem herauspricht. Und, um es hier einmal zu sagen, so anmutend dieser Briefwechsel ist, so gar herzerfreuend, so ist er anders noch viel mehr bedeutend, weil er zeigt, wie ein junger, kräftiger, in wachsendem Erkennen ernüchterter Geist sich allmählich loslöst und befreit von seinem Nährboden der Romantik, weil er eine Entstehungsgeschichte seiner Wissenschaft aufweist.

Noch freilich steht der Zögling unter der Anschauung seiner Lehrmeister: es gilt die Erreichung einer ihm noch unnahbaren hohen oder tiefen, uranfänglichen Weisheit und Wissenschaft. Die Abhandlungen Colebrookes in den „Asiatischen Untersuchungen“, daraus er seinem Freunde die gewünschte Auskunft gibt, sind nicht dazu angetan, den Zauber zu brechen oder das heilige Dunkel zu lichten. Jenes „alberne Vorurteil“, wie es Bopp nennt, daß eine

Uebersetzung der Veda kaum das Lesen, viel weniger das Uebersetzen verlohne, wirkt vielmehr anspornend als abschreckend. „Die Vedas — erklärt er — sind mein Ziel. Sind es immer gewesen. Was ich bisher getan habe und noch tue ist bloß Vorbereitung, Einweihung in die Mysterien. Ich werde mich später von den Mythen loswinden und lautere Wahrheit schauen. Doch sind auch jene Mythen, jene ehrwürdige Poesie nicht ohne reellen, philosophischen Wert. Die Wahrheit ist darin verschleiert, damit sie den Profanen nicht blende. Der Denker weiß den Schleier zu heben.“ — Das ist die Sprache Friedrich Schlegels und Windischmanns wie hier Franz Bopp spricht, um dann allerdings in nüchterner, vielmehr eigener Weise von seinen gegenwärtigen Arbeiten zu erzählen.

Und das ist sein Arbeiten an einem ersten Stück vergleichender Grammatik, wie wir sagen, „an einem philologischen Aufsatz“, wie Franz Bopp sagt, „der viele neue Ansichten enthält und großes Aufsehen machen wird“. — „Wichtige Aufschlüsse über lateinische, griechische und selbst indische Konjugation“, meint er und teilt seinem „liebsten Freunde“ da einiges im voraus mit, um sich dessen Urteil und dessen Meinung darüber zu erbitten. Und wenn der es für gut findet, so möchte er diese Abhandlung der Uebersetzung, deren beabsichtigter Ausgabe beifügen. — Hier ist klares bestimmtes Erkennen und auch die Sprache die der klaren bewußten Erkenntnis — nicht alles richtig was da als Probestück gegeben, gewiß nicht, aber die Art des Erkennens, der Auffassung, das „methodische“ ist sogleich und vollkommen richtig“. — Dieß, eine innere Nötigung vollen Verständnisses erstreckt sich dann über weiteres, wenn er dem Freunde verspricht, ihm alles mitteilen, aber nie täuschen, nie etwas für verstanden darlegen zu wollen, was er nur halb oder zum teil verstanden. Auch nicht betreffs philosophischer Schriften, die halb verstehen noch schlimmer sei als gar nicht verstehen, „wenn man Gebrauch davon machen“ wolle.

Solcher Sprache und ihrem Eindruck — wir mögen für weiteres die Briefe selbst lesen — konnte sich auch Windischmann nicht entziehen. „Ihr Brief“, antwortet er, „hat mich sehr er-

freut; er ist aufrichtig, klar und verständig; so ein festes und bestimmtes Wesen begegnet mir in diesen Zeiten selten. Ich achte Sie sehr hoch darum, und Sie dürften wohl nicht leicht ermessen können, was Sie mir gelten.“ Dann bittet er, ihm in aller Eile Abschriften der merkwürdigsten Stellen aus Colebrookes Aufsatz über die Vedas zu besorgen. Jene „alberne Behauptung“, wie sie Bopp bezeichnet, dünkt ihn in noch höhern Grade „alberner“ als albern. Doch, wie gesagt, man möge dieß und anderes in den Briefen selbst lesen.

„Freilich“, erklärte auch Windischmann, „muß die philologische Arbeit zu unserm Schriftchen; es wird hierdurch positiv gutes gestiftet.“ — Das war alles, und Bopp mochte das verstehen. Er sendet dem andern die begehrten Auszüge aus den „Asiatischen Untersuchungen“, gibt ihm ferner Auskunft über Vedisches und Philosophisches. Dazu ist jeder seiner Briefe voll von weitem neuen „Entdeckungen“ in der Konjugation der verwandten und verglichenen Sprachen, mit immer weiterer Ausführung, immer weiterer Befestigung. Und es freut ihn augenscheinlich, wie er da mit anderm Verfahren auch weit und immer weiter über Friedrich Schlegel hinauskommt.

Schon anfangs Mai des Jahres (1815) hatte er alles zusammengestellt und kann drei Monate darauf — so lange war der Briefverkehr überhaupt gehemmt — die Vollendung seines „Aufsatzes“ anzeigen. In einem Werke (von Lanzi) über die etruskischen Denkmäler hatte er inzwischen „manche glückliche Bestätigung“ gefunden, ebenso in dem Werke von Hickes über die altgermanischen Mundarten. Die gotische Sprache ist ihm „außerordentlich merkwürdig wegen ihrer Uebereinstimmung mit dem Sanskrit“. Er glaubte — so wird später einmal gesagt — Sanskrit zu lesen, wenn er die ehrwürdige Sprache des Ulfila lese. Nur hatte er bereits das ganze seiner sprachvergleichenden Abhandlung an Windischmann abgeschickt, als er Gotisch „recht zu studieren“ anfing. Manches hieraus ist daher wie ergänzend und berichtigend später hinzu gekommen. Ueberhaupt bildet die weitere Zurechtstellung und Veröffentlichung dieser Arbeit fast noch ein volles Jahr durch den Hauptgegenstand jenes Briefwechsels zwischen Paris und Aschaffenburg.

Ihrem jugendlichen Verfasser erschien diese Arbeit wichtiger als alle Uebersetzung, als alle namentlich bereits englisch übersetzter Texte. Doch widmete er ihr nur seine Mußestunden, das heißt die Stunden außer der Bibliotheks- und außer seiner „Schulzeit“. In der letztern setzte er sein Arabisch und Persisch fort, jetzt aber vielmehr um des Gegensatzes willen, um, wie er sagt, „eine scharfe Parallele zwischen den semitischen und indischen Sprachstämmen zu ziehen“ — ein Gesichtspunkt, der einem Windischmann, auch andern später wenig behagte, der ihm aber recht und notwendig dünkte und daran er mit einem gewissen Eigensinn sein lebelang festgehalten. Und in der andern Zeit las er Sanskrit, das Mahâ-Bhârata, darauf sein „erstes Augenmerk gefallen“.

Ein zweiter Band der Carey- und Marshmanschen Râmâyana-Ausgabe, 1808, war in folge erlittenen Schiffbruchs nur in wenigen Exemplaren nach Europa gelangt. Franz Bopp konnte erst später eines auf kurze Zeit geliehen erhalten, und darnach auch den dritten Band, welcher 1810 erschienen. Und damit war die Ausgabe, auf zehn Quartbände berechnet, ins Stocken geraten. Deshalb und weil es ihn drängte, zu lesen und herauszugeben was noch kein anderer übersetzt hatte, war er wieder zu dem großen Epos zurückgekehrt. — Auf der Pariser Bibliothek waren ihm dafür zwei Handschriften zu gebote, eine vollständige auf Palmblättern, sehr lesbar und genau in Bengali-Charakteren geschrieben, und eine andre, weniger lesbar und weniger genau in der gleichen Schrift auf gelbem Papier, aber vom ganzen M. Bhârata nur ein erstes Buch enthaltend.

Franz Bopp hat ein Jahrzehnt später im Vorworte zu einer Ausgabe von M. Bhârata-Episoden einiges über Umfang, Inhalt und Bedeutung des Riesenwerkes angegeben, das er damals gegen Anfang des Jahres 1815 mit kühnem Mute zu lesen begonnen. „Den Plan des ganzen Gedichts kennen zu lernen“, heißt es da, „seinen Gang getreu zu verfolgen und durch eine sorgfältige Abschrift mich in den Besitz des wichtigsten zu setzen“ — oder wie es in seinen Briefen heißt, um historisch, geographisch oder mythologisch merkwürdiges auszuziehen und was durch vorzügliche Schönheit sich auszeichnete treu zu übersetzen — in dieser Absicht habe er in

Paris das Durchlesen dieses riesenhaften Epos unternommen, „aufgemuntert durch den bedeutsamen Inhalt dessen was Wilkins in englischer und Friedrich Schlegel in deutscher Sprache davon bekannt gemacht hatten“<sup>21</sup>. — Außer der Bhagavadgîtâ hatte Wilkins nämlich zehn Jahre später die Geschichte vom Dushyanta und der Çakuntalâ, worauf Kâlidâsas berühmtes Drama beruht, aus dem ersten Buche des Epos mitgeteilt, und der jüngere Schlegel hatte aus dieser Episode auch einiges seinem bekannten Buche angefügt. Auch noch anderes aus dem ersten Buche wollte jener englische Gelehrte bekannt geben, wie das Bopp wufste und nachmals geschehen. Dafs noch ein Othmar Frank ähnliches vorhatte, wufste Bopp nicht, und wenn, so hätte ihn das auch wenig gestört.

Seine spätern Veröffentlichungen, um das hier gleich anzubringen — eine erste erschien noch von Paris aus — sind die besten und fast einzigen, welche noch viele Jahre hindurch aus dem M. Bhârata gemacht wurden. Abgesehen von indischen Ausgaben blieb das mächtige Sammelwerk in Europa lange wenig bearbeitet. Erst in unsrer Zeit sind wieder Auszüge und Zusammenstellungen daraus, auch Gesamtübersichten des Inhalts an der hand des Originals versucht worden.

Damals saß also Bopp tag für tag über dem unbändigen Haufen seiner Handschriftenblätter. „Während den stürmischen Ungewittern, die hier über uns vorbei zogen“ — das ist wie er selbst gesagt — „war ich zu eigenen Ausarbeitungen und Uebersetzungen nicht gestimmt; aber ich las mit vollkommener Ruhe im Mahâ-Bhârata.“ — Es ist das merkwürdige Bild eines Gelehrten, ja wohl eines indischen Weisen: der Donner deutscher Geschütze vor den Toren von Paris, und er selbst, der junge Deutsche inmitten der belagerten Feindestadt, vertieft in die Mythen und Sagen einer entlegenen Welt, davon ihm seine Palmbblätter erzählen.

Gewifs genügt es, die Jahre 1813/15 nur zu nennen, um die gewaltigen welthistorischen Ereignisse dieser Zeit in aller Gedächtnisse wach zu rufen. — Wiederholt war Frankreich und seine Hauptstadt damals von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten; und monatelang erfuhr Franz Bopp nichts von den seinen und diese nichts von ihm. Der jene dann tröstete und

beruhigte war Windischmann. Er hatte seinem jungen Freunde geraten, ruhig so lange als möglich in Paris zu bleiben, auch wenn die Wogen da einmal hoch giengen. „Weil ich mit völliger Zuversicht auf Ihre Erhaltung rechnete — schrieb ihm der fromme Mann nachher — und glaube, daß Gott Sie mit Ihrem guten Willen und Ihrer rastlosen Tätigkeit um seltene und doch zur letzten wahren Aufklärung so notwendige Güter niemals verlassen werde, daß Sie vielmehr unter seiner besondern Obhut stehen“<sup>22</sup>.

Indessen hegte Franz Bopp bei dem allem seine deutsche Treue und echten Vaterlandssinn. „Meine Freude“, schrieb er nach der ersten Einnahme von Paris durch die Verbündeten, „stimmte an jenem Tage nicht mit der allgemeinen Bestürzung, die auf allen Gesichtern zu lesen war, überein.“ Das war an jenem letzten Märztag 1814, da er sich nicht hatte nehmen lassen, seines Vaterlandes Befreier die erstürmten Höhen des Montmartre herabkommen und mit klingendem Spiel in die feindliche Hauptstadt einziehen zu sehen. Und dann wieder im Sommer 1815, nach Napoleons Rückkehr, welche Windischmann in seinem „Gerichte des Herrn“ vorausgesagt, nach jenen banger hundert Tagen. Da war er abermals seine siegreichen Landsleute begrüßen gegangen, auch mehrmals ins deutsche Lager gekommen, dort einen jungen befreundeten Offizier, einen Herrn von Reden aufzusuchen.

Sonst hatte er da in den drei Jahren nur wenig Landsleute gesehen. In de Sacys Kolleg hatte er anfänglich nur drei Ausländer angetroffen, außer einem Dänen und einem Mameluken noch einen Deutschen; sein Name ist nicht genannt. Und er „hätte geglaubt, (da) mehr Deutsche als Franzosen zu finden“. — Mit einem andern, dem schon mehrfach genannten Othmar Frank, dem gelehrten und geistlichen Verfasser des „Lichtes vom Orient“, der 1813 auf königlich bayerische Kosten nach Paris gekommen, hatte ihn Windischmann verbinden wollen. Der Mann war eben so selbstüchtig und verschlossen als Franz Bopp bescheiden und offenmütig. „Das wäre freilich gut“, antwortete dieser nachher, als man ihm riet, mit jenem in Verkehr zu treten; „allein — meinte er — Herr Frank müßte dann freimütiger sein als da wir hier zusammen waren, da er mir sogar die Handschriften zu ver-

bergen suchte, worüber er arbeitete und nicht gerne über unser gemeinschaftliches Studium sprach. Wir waren übrigens“, fügt er mildernd hinzu, „ganz gute Freunde.“ — Eine andre und bessere Bekanntschaft war die mit dem Philologen Friedrich Thiersch aus München, der in den Herbstferien 1813 dahin kam und dann noch zweimal nach der ersten und zweiten Restauration im Auftrage seiner Regierung. — Eine dritte oder vierte war Alexander von Humboldt im Winter 1814/15; er war nach Paris gegangen, sich für eine Reise nach Tibet und Indien vorzubereiten und hörte Persisch bei Chézy. Und eine fünfte war August Wilhelm von Schlegel.

Der ältere Schlegel hatte sich auf Anregung seines Bruders als „Kandidat“ bei Chézy angemeldet, sogleich nachdem dieser Professor des Sanskrit geworden. In Paris zog er es aber vor, sich allein von Franz Bopp „die ersten Schritte erleichtern“, d. h. unterrichten zu lassen. Er las dann mit diesem zusammen das Râmâyana, wogegen er sich herbeiließ, dem andern einige nützliche Bemerkungen bezüglich der Sprache und des Metrums seiner Uebersetzung zu machen. Im März, da Napoleons Rückkehr drohte, begab er sich mit Frau von Staël nach der Schweiz und richtete von einem Landsitze in Coppet bei Genf einen ersten Brief an seinen jungen „Mitarbeiter“ in Paris. Darin muß er es „recht sehr beklagen“, nicht noch einige Wochen länger mit ihm den Râmâyana gelesen zu haben; es würde ihm, meint er, „beträchtlich weiter geholfen haben“. Er dankt wiederholt für die gütigen Bemühungen und bittet, wofern er ihm aus der Ferne oder Nähe nützlich werden könne, immer auf ihn zu rechnen<sup>23</sup>.

In einem Briefe ließ sich das schon sagen. — Der ältere Schlegel war bei allem seinem Geiste und allen seinen Verdiensten ein eitler anmaßender Patron, damals wie später und später noch mehr wie damals. In seinem Verhalten zu Franz Bopp betritt uns von anfang an etwas herb verletzendes: die hohe Gönnerschaft, das „vornehme“ Selbstgefühl des Weltmannes gegenüber dem ungeschminkten harmlosen Wesen eines jungen bescheidenen Gelehrten. Dieser empfand das noch um so weniger, bedauerte Schlegels eiliges Weggehen um so aufrichtiger, je mehr er sich gefreut, wie

er sagt, einigen Verkehr mit einem deutschen Gelehrten zu haben. Denn „in der indischen Sache“, schrieb er damals an Windischmann, „gibt es hier keine verständigen“. Aber der andere konnte in ihm auch nur noch den unbekanntem jungen Mann sehen, der es ihm wohl dank wissen durfte, ihn seines nähern Umgangs gewürdigt, ihn dann sogar der Welt zuerst öffentlich genannt zu haben.

Es war in den Heidelberger Jahrbüchern 1815, in einer Anzeige Schlegels von Chézys Uebersetzung einer kleinen Râmâyana-Episode und dessen Eröffnungsrede zum Antritt seiner Sanskrit-Professur. Die schon erwähnte Episode ist eine Kleinigkeit aus dem zweiten Buche des Heldengedichts, „Yajnadattas Tod“ überschrieben, nur wenige Distichen umfassend. Windischmann, der das erbetene Stück von seinem Freunde zugesandt bekam, meinte, „daran hätte er nicht so lange vorzubereiten brauchen“<sup>24</sup>. — Schlegels Anzeige hält sich einzig an äußerlichem, was bisher geschehn und wohl ferner zu tun sei. — Die Schrift seines Bruders heißt ihm „der Grundstein des Gebäudes“. — Für jetzt, erklärt er weiter, wäre es noch zu früh, in Deutschland Lehrstellen für die indische Sprache stiften zu wollen. Bis man einen reichern gedruckten Vorrat habe, könne dieß nur da gedeihlich werden, wo eine Sammlung von Handschriften sei, und daran fehle es bei uns; wir hätten keinen Nachlaß von Missionaren. Das nützlichste würde also vor der hand sein, junge Männer von Geist und besonders von beharrlichem Eifer zu diesem behuf reisen zu lassen. Zuerst nach Paris, dann nach England, und wen sein Mut und seine Mittel so weit trügen, der wallfahrte zu den geheiligten Fluten des Ganges und befrage die Weisen zu Benares. „Wir freuen uns — heißt zum Schluß — hier erwähnen zu können, daß dieß wirklich durch die Freigebigkeit einer deutschen Regierung geschieht. Herr Bopp aus Aschaffenburg, ein eben so fleißiger als bescheidener Forscher, hält sich seit mehreren Jahren mit königlich bayerischer Unterstützung in Paris auf, und hat neben seiner Kenntniss anderer morgenländischer Sprachen sehr beträchtliche Fortschritte im Sanskrit gemacht“<sup>25</sup>.

## Drittes Kapitel.

### Konjugationssystem.

(1816.)

Um dieselbe Zeit, an seinem Geburtstage 1815, schrieb Franz Bopp an Windischmann: „Endlich kann ich Ihnen doch einen Teil meiner Arbeiten schicken. Ich habe einige Punkte weiter ausgeführt als ich anfangs glaubte und konnte daher nicht sobald fertig werden. Sie werden darin lauter neue Ideen finden, die sich mit den verkehrten Ansichten unsrer Grammatiker schlecht vertragen.“ — Er hätte, so fügt er nach einigen Sätzen hinzu, manches noch mehr beweisen und ein großes Buch darüber schreiben können; allein die Sache sei zu klar; bloßes Aussagen sei da ohne Beweis hinreichend, wie bei der Auflösung eines Rätsels. Binnen acht Tagen sollte alles abgeschickt sein.<sup>26</sup>

Indessen hatte Windischmann, nicht den Buchhändler Weilandt in Aschaffenburg, wie Bopp anfänglich gemeint, sondern die Andreäsche, die alte kurmainzische Hofbuchhandlung in Frankfurt gewonnen. Die wollte ihm gleich nach Ostern „ein nettes Büchlein“ herstellen, und sollte auch der Verfasser nicht umsonst gearbeitet haben.

Der aber freute sich wie ein Kind auf das Erscheinen seiner Erstlingsschrift und konnte die Herausgabe kaum abwarten. Jeder seiner Briefe an Windischmann ist voll davon. Dazu weitere Angaben und Anweisungen, dazu die wiederholte Aufforderung, zu ändern und zu bessern, wo ers nötig fände. Natürlich, besonders in bezug auf die Uebersetzungen. Denn diese interessierten Windischmann auch besonders, der sich übrigens mit rührender Sorgfalt um alles annahm, was seinen „lieben Indier“ irgend angieng.

Was er an diesem vorab hochschätzte, was ihn sogar wundernahm, das war, wie wir wissen, dessen „klare und verständige“ Sprache, dessen, wie er sagte, „so festes und bestimmtes Wesen, wie ers da selten fände“. — Franz Bopp war vielleicht sich selber unbewußt ein andrer geworden, sein Freund aber wußte ge-

wifs noch weniger, woher jener jenes andre seltene Wesen genommen, wie nicht sowohl aus der Schule des Lebens als vielmehr aus der strengen und strengeren Schule des Sanskrit. Nicht daß Windischmann die sprachvergleichenden Arbeiten seines ehemaligen Zöglings für gering achtete; doch waren sie ihm auch in günstigster Beurteilung nur wie eine „Zugabe zu Fr. Schlegels herrlichem Buche“ anzusehen, vielleicht in einigen Stücken als eine Weiterführung und Verbesserung, im ganzen aber ungleich weniger bedeutend und hoch anzuschlagen als die Uebertragungen aus der Sprache und Weisheit der alten Indier<sup>27</sup>.

Er hatte Proben davon an Goethe geschickt und freute sich, dessen Wohlgefallen in dem Verlangen nach weiterem ausgesprochen zu erhalten. Auch den Uebersetzer freute es herzlich, daß seine Uebersetzung „dem größten unserer vaterländischen Dichter wohl gefallen“. Er wünschte nur, sie ihm bald gedruckt übersenden zu können. Und der Druck war endlich im Gange, Windischmann schrieb seine Vorrede, und Franz Bopp las weiter und weiter in seinen Palmblättern. „Weil ich ihn angefangen“, sagt er vom Mahâbhârata, „muß ich ihn auslesen<sup>28</sup>.“

Fünftausend achthundert und etliche Doppelverse, sogenannte Çloka, waren gelesen, als er an eine Erzählung, „Hidimbas Tod“ oder „der Kampf mit dem Riesen“, kam. Sie erzählt, wie die Riesenschwester Hidimbâ in der Wildnis den gewaltigen Pândusohn Bhîma antrifft, wie sie sich in ihn verliebt, und wie dieser dann ihren grausigen Bruder, der die Schwester mitsamt Geliebten zu töten gekommen, in furchtbarem Zweikampfe nieder schlägt. — Bopp hatte, wie er sagt, das Original „recht glücklich verstanden“ und in seiner Freude darüber Vers um Vers mit großer Lust übertragen. Anfangs März schickte er dieß an Windischmann, wünschend, daß es ihm und seiner lieben Familie „einige vergnügte Abendstündchen machen möge“. Es kam „eben noch recht“, um seinem im Druck befindlichen Werke noch eingefügt zu werden<sup>29</sup>.

So hatte er denn ein Probestück seiner gut bestandenen Lehre gegeben, hatte gezeigt, daß er Sanskrit auch ohne fremde Uebersetzung und Wörterbuch richtig verstehen gelernt. Noch zwei Monate — Windischmann hatte die Abschrift und Korrektur, sein

Kollege Professor Merkel die letzte Revision besorgt — und die, Erstlingschrift Franz Bopps ward herausgegeben.

Es war im Mai 1816 — das erste Frühjahr im Leben Franz Bopps das friedlich ohne Kriegsgetös und Revolutionsgeschrei herauf gekommen. Ueber die Brachfelder des Entscheidungs- und Freiheitskampfes hatte der Landmann wieder seine Furchen gezogen, und froh und unbedroht reifte seine Saat der gehofften Ernte entgegen. Denn der Feind und Friedensstörer war gebannt, und ob auch der Freiheiten nicht zuviel und des Herrschens und der Herrschaften nicht zu wenig, so waren doch Ruhe und Sicherheit im Lande, war jeglicher Arbeiter wieder an seine Arbeit zurück gegangen, und der deutsche Geist, welcher seine Fesseln gesprengt, fühlte sich verjüngt, neu gekräftigt und gestärkt.

Auch Werke des Geistes, welche früher unterbrochen oder unterdrückt waren, traten ans Licht. Mit dem frischen Wirken und Schaffen verband sich glückliches Gelingen und Entdecken, um der Wissenschaft überall neue Wege anzubahnen. Da fand Niebuhr die verlorne Gajushandschrift; da erschien Karl Lachmanns Schrift „über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts der Nibelunge Not“ und seines Freundes Benecke Ausgabe von Boners Edelstein — jenes eine neue Grundlage der historischen Rechtsforschung, dieses, worauf neben der altklassischen eine deutsche Philologie entstand — zur selben Zeit, als Jacob Grimm, der Herausgeber der „Altdeutschen Wälder“ zur deutschen Grammatik übergieng, und Wilhelm von Humboldt, der Uebersetzer des Aeschylus Agamemnon zum allgemeinen Sprachstudium<sup>30</sup>. Im selben Frühjahr, am 16. Mai 1816, unterschrieb Karl Joseph Windischmann seine Vorerinnerungen zu „Franz Bopp, über das Conjugationssystem der Sanskritsprache“, zu seines Freundes Erstlingsschrift.

Was der Herausgeber in seinen Vorerinnerungen gab war eben solches wie er es dem Verfasser brieflich angezeigt — und wir wollen hier und in allem folgenden so wenig als möglich wiederholen noch überhaupt nachbeten was in Büchern gedruckt steht. Mit unverhohlner Freude erzählt Windischmann von dem jugendlichen Leben und Streben seines ehemaligen Zöglings, wie er sich

schon in der Schule überall hervor getan und zu ernster Wissenschaft hingeneigt, von seinem Leben und Lernen in Paris, von seiner Absicht, „an den Ufern des Ganges selbst der Sprache und Weisheit der Indier nachzuforschen“, und zu welchen schönen Erwartungen sein Charakter, sein Talent, sein beharrlicher Fleiß und Eifer berechtigten, wenn zumal angesehene und einsichtige Männer, wie die Herren von Schlegel und Humboldt ihm ihre Teilnahme bewiesen, und großmütige Regierungen, wie die königlich bayerische, ihm ihre Unterstützung angedeihen ließen. Wenn Franz Bopp und sein erstes Buch einer Empfehlung bedurften, um in die wissenschaftliche und gelehrte Welt eingeführt zu werden, so konnte sie wahrlich wärmer und wohlwollender nicht gegeben werden.

Im übrigen wollte der Herausgeber sich darauf beschränken, was in der Schrift vorkommt, denn über anderes zu reden was jener noch alles könne oder wolle, verbiete ihm dessen Bescheidenheit. Er habe „eine erste Probe seiner Studien“ geben wollen und wohl am besten daran getan, sogleich den besondern Entwicklungsgang eines so wichtigen Sprachelements, wie das Zeitwort ist, vor den Augen freundlicher Teilnehmer zu verfolgen und auf dem ganzen Wege der Untersuchung zugleich auch diejenigen Punkte klar und bestimmt anzudeuten, in welchen andere Stamm Sprachen mit der altindischen zusammentreffen. Hierdurch werde allem Ohngefähr ein Ende gemacht und erhielten die Uebereinstimmungen oder Verschiedenheiten allmählich etwas gesetzmäßiges und sicheres, was durch Vergleichung der Sprachelemente bloß nach dem Gleichlaut oder wenigstens der Annäherung in Ton und Charakter nie erreicht, wohl aber befördert werden könne, wenn einmal der Grundbau der Sprachen in durchgängiger Beziehung offen und treu dargelegt werde. Die Abhandlung „über das Konjugationssystem u. s. w.“ schein wenigstens einen erfreulichen Anfang hierzu zu enthalten.

Das ist alles was Windischmann in der Hauptsache zu sagen hat und das alles, soviel es in der tat schon ist, nach dem Sinn und Angaben des Verfassers. Eine weitere Beurteilung wollte er den „Kennern“ des Sanskrit überlassen, also namentlich einem Friedrich von Schlegel, von dem das gelehrte Publikum schon wisse,

dafs seine grammatischen Bemerkungen nur ein geringer Teil derjenigen seien, die er über den indischen Sprachbau gesammelt und längst in Bereitschaft gesetzt.

Wirklich hatte der Mann ungemein großen Respekt vor den Schlegels und ihrer Gönnerschaft. Mehr als einmal hatte er seinem Freunde von der Gunst und Teilnahme auch des jüngeren geschrieben, hatte ihm bekanntlich dessen Philosophie als „in die eigentliche Tiefe gehend“ nicht genug empfehlen können. Er wufste sich eines mit jener Philosophie, deren „tiefsinnige“ Sprache er da selber redet. — Wie kurz aber die Abhandlung ebenso weitläufig bespricht er „den Grundcharakter des indischen Lebens, dessen Verhältnis zur Offenbarung, die Ursachen des Irrtums“, das alles wozu ihm die mitgetheilten Uebersetzungen erwünschten Anlaß geben. Noch einmal hören wir da von jenem „Urgefühl“, von jener Weisheit welche in den indischen Urkunden die Ueberreste einer urältesten Verlassenschaft, inmitten von Nacht und Verirrung, die herrlichsten Lichtspuren erschaut, wie es heißt, eines seligen Wandels, darin die Menschheit glücklich einher gieng, ehe sie abfiel vom Glauben, und der Geist, nachdem er die Einfalt göttlicher Erkenntnis verloren, immer mehr grübelnd und dichtend zu den Ausgeburten seines Irrwahns und Unglaubens hinabsank. Sie sollen uns zurückversetzen, jene heiligen Bilder und Gesänge, in eine Zeit, da „die Urstämme des Menschengeschlechts herabgezogen“ kamen und hinab gezogen wurden „von den Höhen der Vorwelt“. Genug; es ist der letzte Ausdruck einer frommen Mystik und Romantik, Rücken an Rücken mit dem einer nüchternen Forschung und Erkenntnis, welche einer neuen Wissenschaft die Bahn gebrochen.

Die wissenschaftliche Leistung Franz Bopps beruhte auf seiner Kenntnis des Sanskrit und einer Sprachenverwandtschaft, welche mehr oder minder allen aufgestoßen, die jener einmal näher getreten — den Missionaren und Reisenden wie den Engländern, einem Jones, Wilkins, Colebrooke u. a., wie einem Friedrich von Schlegel, mit dessen Buche „über die Sprache und Weisheit“, auch sein Konjugationssystem äußerlich so ähnlich als möglich gemacht worden. Seine Kenntnis des Sanskrit war größer, freier

und selbständiger erworben als bei seinen Vorgängern, groß genug, um ihn Texte sicher und richtig verstehen zu lassen, wengleich noch nicht so groß, um ihn die sprachliche Formenbildung überall auch ohne Fehler und Irrtum erkennen zu lassen. Und was die Sprachenverwandtschaft angeht, so war sie ihm nicht mehr wie seinen Vorgängern etwas, das er zu beweisen, sondern eine Voraussetzung, eine Tatsache, die sich zu bewähren hatte, die er in ihren Folgen aufzuspüren und aufzuhellen fand.

Hierin liegt der große Unterschied, eine Kluft, welche Franz Bopp von seinen Vorgängern, auch von dem jüngern Schlegel scheidet, weiter als sie auf den ersten Blick erscheint, so weit wie zwischen Schein und Wahrheit, wie zwischen Glauben und Wissenschaft.

Auch Friedrich Schlegel war über seine Lehrmeister nicht hinaus gekommen. Auch er war, trotz des eifrigen genialen Anlaufs, den er genommen, dabei stehen geblieben, wohin ihn eine erste Kenntnis vom Sanskrit gebracht hatte. Auch nach seinem Buche ließ sich von jener Sprachverwandtschaft nur sagen was der Fortsetzer des Adelung'schen Mithridates gesagt, „daß weder Sprach- noch Geschichtsforscher einen andern Gebrauch davon machen können, als den gemeinschaftlichen Ursprung überhaupt anzuerkennen“.

Demnach war Schlegel vor allem daran gelegen, die behauptete Verwandtschaft des „alten, indischen Sanskrito“, wie er sagt, mit der römischen und griechischen, mit der germanischen und persischen Sprache zu beweisen und vor jedem möglichen Einwande zu sichern. Er sucht und findet Aehnlichkeiten, die nicht „bloß in einer Anzahl von Wurzeln“ liegen, sondern auch „bis auf die innerste Struktur und Grammatik“ sich erstrecken. Eben diese letzteren sollen zeigen, „daß die indische unter den verwandten Sprachen gerade die ältere und ihr gemeinschaftlicher Ursprung sei . . die andern aber jünger und aus jener abgeleitet“. Was er gesagt erscheint bedeutungsvoll. „Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird — sagte Schlegel — ist die innere Struktur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprache auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die

höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat.“<sup>31</sup> — Das erscheint bedeutungsvoll. Allein was er unter „vergleichender“ oder „harmonischer“ Grammatik verstand, nichts anderes als was andere darunter verstanden, ein Zusammenstellen von Aehnlichkeiten oder lautlichen Gleichklängen, und worin sie ihm wesentlich bestand, in der Flexion und was er darunter begriff, dieß und jenes nahm seinem Satze die wahre, rechte, ja wohl alle Bedeutung.

In der That ist es die Flexion, welche wie kein anderes einen Einblick in die innerste Werkstatt des sprachschaffenden Geistes gewährt. Jene unscheinbaren Zeichen, Laute, Silben und Endungen, welche die Kasus der Nomina, welche Personen, Zeit und Ausdrucksweise der Verba bedeuten, waren dem Grammatiker von jeher vielmehr etwas „selbstverständliches“ denn ein rätselhaftes gewesen, dessen Auflösung sich einmal versuchen ließe. Eben darum hatte sie auch keiner begriffen, keiner über ihre Entstehung Aufschluß zu geben gewußt oder sich angestrengt. Erst die Kenntnis anderer Sprachen, denen solche Art der Bezeichnung gänzlich fehlt oder sich anders begibt als in den bekanntern Sprachen, erst die Kenntnis des Sanskrit, die unverweigerliche Wiederkehr der gleichen Zeichen in den verwandten Sprachen ließ die Sache als Rätsel oder Aufgabe herantreten, deren Lösung nicht nur gefordert sondern auch zugleich ermöglicht schien.

So hatte in erster Hinsicht der alte Adelung nicht wohl schon ganz unrichtig gesehen, da er von den Flexionssilben oder Lauten meinte, daß sie ursprünglich ihre bestimmte, obgleich dunkle Bedeutung hatten, die sie in einsilbigen Sprachen noch haben. Sein geübtes Sprachgefühl leitete ihn bei aller rohen Mechanik mitunter sicherer als andere ihr Philosophieren bei aller geistreichen Mystik. Aber weiter gelangen, sein allgemeines Bemerkn auch im einzelnen, etwa an griechischen oder lateinischen Wörtern nachzuweisen, wäre ihm unmöglich gewesen. Was ihm dazu fehlte, einige Kenntnis vom Sanskrit, das hatte Schlegel. Doch merkwürdig, aus dem neuen Besitz erwuchs diesem Besitzer eine neue Unmöglichkeit. Sein getrübt Auge oder verwöhntes Sehen ward durch den Schein vielmehr geblendet als erleuchtet; mit seinem Begriffe von Flexion ward ihm die Flexion unbegreiflich.

Wenn man im Griechischen, so meinte Schlegel, noch einen Anschein von Möglichkeit fände, „als wären die Biegungssilben aus in das Wort verschmolzenen Partikeln oder Hilfswörtern ursprünglich entstanden“; wenn man diese „Hypothese“ auch nicht würde durchführen können, „ohne fast alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien“ zu gebrauchen, die man alle verabschieden sollte, wollte man „die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich, d. h. durchaus historisch betrachten“; wenn sich auch dann noch kaum durchführen lasse: so verschwinde beim Indischen „vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit“, und man müsse zugeben, „dafs die Struktur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen seinen Bedeutungen ramifiziert, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammen gesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt“. — Man fragte und fragt sich, gegen wen dieser Widerstreit gerichtet gewesen, und hat, so nicht noch der Verfasser des letzten Mithridates, nicht noch Adelung in betracht kommt, auf dessen geistreichen Zeitgenossen Horne Tooke hingewiesen und dann wohl auf die Meisterjünger der holländischen Schulen, die Lennep und Scheid und ihre Nachfolger, deren alberne Willkür, Wort- und Wurzelklaubereien, die sie in ein System gebracht und den eingeweihten als heilige Geheimlehre zum besten gaben. — Wie dem sei, also „organisch“ gebildet heißt durch Flexion gebildet, und Flexion ist „innere Veränderung des Wurzellauts“.

Aus der Wurzel — das ist Schlegels Theorie — ist wie aus einem lebendigen Keim alles hervorgegangen. Da wird denn mit Herderscher Romantik ausgeführt, wie von daher alles was beweist, dafs der Mensch nicht jenes beschränkte und ungebildete Geschöpf gewesen, das mit tierischer Dumpfheit angefangen, daran sich hie und da ein wenig Vernunft angesetzt, sondern — „einfach aber selig“ wandelnd „im Lichte der Besonnenheit“; wie dieser klarsten und innigsten Besonnenheit „Werk und Erzeugnis“ eine Sprache gewesen, „die selbst in ihren ersten und einfachsten Bestandteilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt . . in unmittelbarer

Klarheit ausdrückt“; wie mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für die ursprüngliche Naturbedeutung der Buchstaben, der Wurzellaute, der Silben u. s. w. auch der feine bildende Sinn gegeben, der „Buchstaben“ trennte und einte, den eigentlich geheimnisvollen und wunderbaren Teil der Sprache erfand und auffand, bestimmte und biegender veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das durch innere Kraft weiter fortwuchs und sich bildete, und wie so dieses schöne, einer unendlichen Entwicklung fähige, kunstvolle und noch so einfache Gebilde, die Sprache, die Wurzeln und die „Struktur“ oder Grammatik, alles beides zugleich und zumal, die älteste Schrift auch zugleich und zumal — alles mit einem und aus einem und demselben tiefen Gefühl und hellen Sinn hervor gegangen<sup>32</sup>.

Dabei ist Schlegel halten geblieben. Seine Theorie erklärt nichts und konnte nichts erklären; denn Wunder lassen sich nicht erklären. Sie begründet nichts, denn auf ihr ließ sich nicht fortbauen. Sie schließt vielmehr die wissenschaftliche Weiterforschung aus, weil sie unfruchtbar ist, und wo der Glaube anhebt das Wissen aufhört. Wer mit unbefangenen Sinn und nüchternem Verstande und ohne vorgefasste Meinung zu werke gieng, der konnte über jene Anschauung stillschweigend hinweggehen, um die Sprache selbst über ihre Formen und Bildungen zu befragen. Und das tat Franz Bopp.

Seine Abhandlung beginnt mit einem Kapitel „Ueber Zeitwörter im Allgemeinen“ und dieses mit einer allgemeinen Begriffs-erklärung: „Unter Zeitwort oder Verbum im engsten Sinne ist derjenige Redeteil zu verstehen, welcher die Verbindung eines Gegenstandes mit einer Eigenschaft und deren Verhältnisse zu einander ausdrückt.“ Wir dürfen in diesem Satze den Anfang einer neuen Aera wissenschaftlicher Sprachforschung erblicken. Denn so kühn und gewagt er erscheint, ja, so unrichtig der Ausspruch an sich sein mag, der ganz auf den Boden hergebrachter logischer Satzauffassung sich stützt, eben so fruchtbar erweist er sich unter der Hand des Forschers, welcher mit ihm zuerst seine kritische Methode in Anwendung bringt.

Nach der angeführten Bestimmung kann es nur ein einziges

solches Verbum sein, „das so genannte verbum abstractum; sein, esse“, und dieses nur abgesehen vom Begriffe der Existenz, den es in sich faßt. Das ist, wies sonst heißt, die Kopula, „das grammatische Band zwischen Subjekt und Prädikat“. Was Franz Bopp dazu meint, daß es wohl leicht eine Sprache geben könnte, „der es nicht an einer ganz bedeutungslosen Kopula gebräche, durch deren Umbiegung oder innere Veränderung die Verhältnisse zwischen Subjekt und Prädikat ausgedrückt würden“, war freilich sein Irrtum — ein absolut logisches statt grammatisches — und zumal mit dem Schlegelschen Flexionsbegriff gleichsam der letzte Tribut, welcher einer ältern Sprachanschauung gezollt ward.

Im Sanskrit, erfahren wir, sind zwei Zeitwörter, „welche dem Verbum esse entsprechen“, d. h. nach ihrer Bedeutung, „nämlich *asti* und *bhavati*“, in der dritten Singular Präsens ausgedrückt. Beide werden „häufig mit einander verwechselt“, das erstere wird „in den Zeiten, die ihm mangeln, durch letzteres ersetzt“, und dennoch muß „unter beiden Synonymen ein feiner Unterschied obwalten, der vielleicht (!) ursprünglich schärfer mag abgegrenzt gewesen sein“. Nur *asti* dient, „die grammatische Verbindung“ auszudrücken, während *bhavati* auch gesetzt wird, um Existenz auszudrücken. Und während von der Wurzel der letzteren (*bhū*) eine Anzahl Nomina kommen, die alle auf Existenz hinweisen, ist von der Wurzel der ersteren (*as*) nur ein Partizipium und dessen Verneinung (*sat*, *asat*, „seiend, nicht seiend“) zu finden.

Nun, erklärt Franz Bopp weiter — denn wir müssen den Anfang seiner „historisch-philosophischen Sprachforschung“ kurz ausführen — wird „die Verbindung des Subjekts mit seinem Prädikat nicht immer durch einen besondern Redeteil ausgedrückt, sondern verschwiegen“ und Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung durch „die innere Veränderung und Umbiegung des Attributwortes selbst angezeigt“. Auf solche Weise gebeugte Adjektive seien „das Gebiet der Zeitwörter im gewöhnlichen Sinne“ ausmachend<sup>33</sup>. — Zeitwörter sind also im weitern flektierte Adjektiva, allgemeiner Nomina, mit partizipialer Bedeutung, und dieß die erste wichtigste Erklärung, ja, Entdeckung, welche Sanskritkenntnis zu wege gebracht. Nur daß ihrer vollen Geltendmachung oder Ver-

wertung ein Stück älterer Anschauung, vorweg eben jener Flexionsbegriff entgegen stand, wie er auf romantischem Boden zuletzt aufgestellt, unantastbar, inhaltlich und umfänglich geheiligt erschien.

Ungeachtet doch ihrer Fähigkeit, die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen „durch innere Umbiegung und Gestaltung der Stammsilbe“ anzugeben — bei aller ihrer Stammformenbildung, würden wir sagen — zeigt ihm „die geheiligte Sprache der Indier“ noch eine andre Art, „die grammatischen Funktionen des Zeitwortes“ auszudrücken. Dieß ist die Einverleibung des *verbum abstractum* (*as*), eine mechanische Verbindung, deren Spuren oder Reste zwar verdunkelt, aber in einigen Verbalformen noch bestimmt zu erkennen sind. Mit ihrer Erkenntnis als solcher hatte Bopp eine weitere, für die Erklärung jener Formen bedeutsame Entdeckung gemacht.

Solches zu zeigen, zu zeigen, „wie in der Konjugation der altindischen Zeitwörter . . Stammsilbe und Hilfszeitwort sich in die grammatischen Funktionen des Verbum teilen“, zu zeigen, „wie dasselbe in der griechischen Sprache der Fall sei, wie im Lateinischen das System der Verbindung der Wurzel mit einem Hilfszeitworte herrschend geworden . . dafs an allen den Sprachen, die von dem Sanskrit oder mit ihm von einer gemeinschaftlichen Mutter abstammen, keine Verhältnisbestimmung durch eine Flexion ausgedrückt werde, die ihnen nicht mit jener Ursprache gemein sei“ — dieß sagt der Verfasser, ist der Zweck seines Versuchs<sup>34</sup>. Den zu erreichen, wird die Konjugation der altindischen und demnach die der verwandten Sprachen vergleichend aufgeführt. Auf Schritt und Tritt wird dabei neues — die Erkenntnis der Präsensstammformen, des Augments als einzig charakteristisches Zeichen des Präteritum, der Infinitiv- und Gerundialformen als Verbalnominen u. a. — aufgewiesen, ja, „entdeckt“. Das ganze, die ganze Art sprachlicher Darstellung ist ein Neues.

Dessen ist auch Bopp sich wohl bewußt und nicht minder einer überzeugungstüchtigen Wahrheit in dem ganzen seiner Auffassung. Er hat eigentlich keine Vorgänger, „indem bisher noch nichts über den Ursprung der grammatischen Formen geschrieben worden“, wie er sagt. Seine Autoritäten, auf die er sich stützt,

sind seine Erfahrung, die Beobachtung und Erforschung sprachlicher Erscheinungen, wofür ihm eine glückliche Begabung, Glück und Geschick zu eigen geworden. Daher stört auch kein Streit seine Freude und seinen Mut, womit er vorgeht. Und weil er auf rechtem Wege vorgeht, so hat er auch Fehltritte wenig zu scheuen, so hat seine Sprache die helle Zuversichtlichkeit auch wo er Bedenken trägt, sich für eines oder das andre zu entscheiden.

So sehr sicher ist sein Vorgehen, daß er seine Freiheit und Selbständigkeit auch gegenüber der altehrwürdigen Indierin bewahrt. „Darin“, sagt Bopp, „daß die Indier den Ursprung und Grund ihrer grammatischen Formen zuweilen nicht verstanden, gleichen sie den Griechen, Römern und neuern, welche oft über die Natur und Bedeutung der wichtigsten Redeteile sich sehr unrichtige Begriffe machten, und das Wesen und den Geist ihrer Sprache oft mehr fühlten als verstanden.“ Jenen wie diesen, erklärt er, sei die schon vollendete oder schon über das Ziel der Vollendung hinausgeschrittene Sprache „Rätsel der Auflösung und Lehrer des Idioms“ gewesen, und es sei bei jenen wie bei diesen der Lehrer oft von dem Schüler misverstanden worden. So wahr es aber sei, daß dieß bei den Indiern seltener der Fall gewesen, „weil sich in ihrer Sprache die Formen gleichmäßiger und vollständiger erhalten haben“, eben so wahr könne nur durch eine gründliche philosophische Vergleichung aller der verwandten Sprachen, die von gemeinschaftlicher Mutter geboren wurden, und mit Berücksichtigung selbst anderer Idiome von verschiedenem Stamme zu einer wissenschaftlichen Spracheinsicht gelangt werden“, und eben so wahr dürften wir auch „in betreff der altindischen Sprache bei dem Resultat der Grammatiker der Eingeborenen nicht stehen bleiben“, oder wie es anders heißt, „daß wir weiter dringen werden, wenn wir den Geist der Sprache zu fassen wissen, deren mechanische Erlernung einen Teil unserer frühesten Bildung ausmacht“<sup>35</sup>.

Wer damals die mehrfachen Fehler gesehen, die sich Franz Bopp noch in der Angabe altindischer Formen zu schulden kommen ließ, der hätte ihn wohl ob der Kühnheit solchen Urteils bitter tadeln und zurecht weisen mögen. Nur war damals glück-

licherweise keiner, wenigstens von den Deutschen keiner, der jene zu sehen vermocht. So, wer dazumal die Misgriffe oder Irrtümer erkannt, die in der historischen Erklärung sprachlicher Formen noch gemacht wurden, der hätte auch wohl tadeln, aber auch entschieden richtigeres an ihre Stelle setzen müssen. Die Größe der großen kennzeichnet, daß ihre Irrtümer, wie man einmal gesagt, keine „Dummheiten“, sondern wohl nicht minder, mitunter mehr bedeutsam und förderlich als ihre Wahrheiten sind. Mit und aus jenen erkennt ein anderer wohl das rechte, sowie es Bopp selbst und seine Nachfolger später getan<sup>36</sup>. Aber von dem einmal und hier zuerst eingeschlagenen Wege durfte auch keiner abgehen.

Dieser Weg einer „gründlichen philosophischen Vergleichung“, wie er bei Bopp heißt, ist der Weg der Kritik. Vergleichung ist Kritik. Sein kritisches Verfahren, eben jenes historische philosophische Vergleichen, seine Methode hat seiner Wissenschaft ihren Namen und Charakter gegeben.

Denn der Weg, welchen wissenschaftliche Forschung einschlägt, ist auf ihr Ziel gerichtet. Ihre Methode ist also nicht von außen an die Wissenschaft herangebracht, sondern durch sie selbst gegeben. Sie ist ein Teil ihrer selbst. — Nicht wird, wie früher geschehen, nach zufälligen Aehnlichkeiten in Laut und Bedeutung gesucht, sondern viel eher nach Verschiedenheiten, nur auch nicht darnach gesucht. Ausgehend von dem ursprünglich einen und selben der gemeinsamen Muttersprache, werden die gleichartigen Formen der Schwestersprachen (welche jenes hinwiederum ergeben) zusammen gestellt und auf ihre Unterschiede geprüft. Das sind solche des Lautwandels, wie sie die selben Laute unter den selben Verhältnissen in erreichbar vielen Fällen zeigen. Der erfahrungsmäßige gleiche Wandel erscheint als Nötigung, als ein Gesetz. Oder aber, es hat eine Sprachform ihre Funktion geändert, hat eine andre verwandte, die in eigner Form verloren gegangen, mit oder allein übernommen. Oder endlich, es ist eine Funktion in ihrer bestehenden, lautlich gewandelten Form dem Sprachbewußtsein fremd und unkenntlich geworden, und eine Hilfsform ist als formales Element oder als selbständige Wortform ein- oder hinzu-

getreten. Neues, eigentlich neues ist da in diesem und keinem Falle ausgebildet. Wie von anfang, so weit wir zurück gehen können, so ist auch hinfort dasselbe Prinzip herrschend, dasselbe Bildungsgesetz.

„Der Ursprung organischer Flexionen, die der Bedeutung eine besondere Nebenbeziehung einprägen, muß sowie die Entstehung der bedeutenden Stammsilben bei dem frühesten Ursprung der Sprache gesucht werden“, sagt Franz Bopp, da er die lateinischen Konjugationsformen mustert. „Neue Worte können in abgeleiteten Sprachen entstehen durch neue Zusammensetzungen von bedeutenden Silben, nach dem Prinzip der Ursprache, und es entstehen neue grammatische Formen, wenn die Nebenbestimmungen der Bedeutung, die in der Ursprache durch Umbiegung der Stammsilbe selbst ausgedrückt wurden, an einem angehängten Worte angezeigt werden, dessen Bestandteile, wenn die Verbindung nicht mehr erkannt wird, für die Endbiegungen der Stammsilbe angesehen werden.“ So ist, wie aus dem Lateinischen als Beispiel angeführt wird, *possum* für *pot-sum*, „ein verbum abstractum mit einer attributiven Wurzel“, die Bezeichnung des Imperfekts durch *ba-m*, *-s*, *-t*, und das Futurum *bo*, *-is*, *-it*, übereinstimmend mit dem angelsächsischen *beo*, *bys*, *byth*, von der altindischen Wurzel *bhú* (sein, werden) abgeleitet<sup>37</sup>.

Wir mögen hier auf einzelnes nicht eingehen. Manches hat sich wohl im weitem Verfolg dieser Forschungen anders und richtiger erklärt. Gedenken wir nur der Erklärung des got. *vas* (war), *vast* u. s. w. aus *vi-as*, einem präfigiertem Substantivverbum. Dagegen hat manches andere sich von anfang klar und in aller folge als wahr erwiesen, die Erklärung der Personalkennzeichen z. B. aus den Formen der Personalfürwörter, wie sie allerdings schon hier mit vollster Bestimmtheit gegeben wird, des got. Präteritum auf *-dedi*, *-dedun* aus einem Hilfsverbum, das tun bedeutet (wie engl. *do*) und viel mehr desgleichen<sup>38</sup>. — Franz Bopp hatte diese Erklärungen, deren letzte Jacob Grimm später ausgeführt, in einem Nachtrag gegeben.

Die Bedeutung seiner Erstlingsschrift beruht nicht darauf, nicht auf besonderem, sondern auf allgemeinem. Wie so meistens

war auch hier die Not, wie gezeigt, Mutter der Erfindung. Sanskrit zu erlernen, wie Franz Bopp wollte, heischte eine genaue Analyse der sprachlichen Formen. Vergleichendes Heranziehen verwandter Bildungen half ihm, dem andre Hilfsmittel fehlten, zum Verständnis ihres Sinnes. Doch sogleich — das zeigen seine ersten Briefe an Windischmann — eröffnete sich ihm ein weiterer Plan der Forschung. Eines lohnte dem andern die Hilfe, die es geleistet, Und aus dem ganzen zumal, aus seinem Verfahren entwickelte und gestaltete sich die Idee einer neuen Wissenschaft.

Nun genügte es auch nicht mehr, bloß Sanskrit zu lernen zum behuf eines philologischen Verständnisses. Bopp hatte eingesehen, daß nur aus Zusammenstellung mehrerer oder aller der Sprachen, welche zusammen gehören, vieles erklärt werden könne was aus jeder allein unerklärlich bleibt. Er glaubt und muß nach seiner Voraussetzung annehmen, „daß in sämtlichen europäischen Sprachen nichts (durchaus) eigentümliches ist“, und möchte sich davon überzeugen. Er will darnach „überhaupt trachten, das Sprachstudium zu einem philosophischen und historischen Studium zu machen, und sich nicht damit begnügen zu verstehen, was in einer Sprache geschrieben ist“<sup>39</sup>. — Historisch ist dabei die Abfolge der Tatsachen, der sprachlichen Erscheinungen, philosophisch das Erkennen der Gründe oder Ursachen ihrer Bildung und Entwicklung. Beides zumal weist seinem Gange den Weg, den der Beobachtung und der vergleichenden Kritik. Seine kritische Methode ist die schöpferische Tat seines Geistes auf dem Gebiete der Sprachforschung.

Wohl glich sein Verfahren dem eines Philologen, welcher aus Vergleichung mehrerer Handschriften den Text einer verlorenen Urschrift herzustellen sucht, sich aber dazu von den Gründen und Entstehungsweisen seiner Varianten Rechenschaft gibt. Oder es glich dem eines Naturforschers, welcher den Urtypus einer Gattung aus der Menge verglichener Spezies, aber auch an diesen zugleich aus ihren besondern Merkmalen die Zeit und Verhältnisse ersieht, unter denen sie gelebt, sich gewandelt und gestaltet haben. Hier wie dort wie überall ein Beobachten und Vergleichen mit dem Zweck des Erkennens, kurz, wissenschaftliche Kritik.

Und Franz Bopp übte diese auf Schritt und Tritt. Seine

„Entdeckungen“ waren damit nicht mehr „curiosa“, merkwürdige, wie zufällige Uebereinstimmungen in den Werken früherer (in der gotischen Sprachlehre eines Hickes, in den etruskischen Denkmälern eines Lanzi, in dem Buche Friedrich Schlegels) waren. Sie erhielten jede ihre eigne Stelle, ihre feste Nötigung im Gange der Forschung.

Noch war seine Schrift über die Konjugationsformen nicht vollends gedruckt, als Bopp schon daran dachte, auch für die Nominalflexion ein gleiches zu tun, auch Slawisch und Armenisch heranzuziehen und nachzusehen, was in ihnen, wie es heißt, Indisches sei und woher Nichtindisches ihnen zugekommen. — „Schreiben Sie mir doch“, bittet er seinen Freund, „was über die nordischen Mythen gutes zu lesen; ich möchte mich mit der Mythologie der altdeutschen Stämme vertraut machen. Da sie mit den Indern eine Sprache redeten, so kann ihre Mythologie doch unmöglich ganz verschieden von der indischen sein“<sup>40</sup>. — Er erkannte den innern Zusammenhang von Sprache und Mythos: er hätte Schöpfer der vergleichenden Mythologie werden können, wie er Schöpfer der vergleichenden Grammatik geworden.

Sein Erstlingswerk, das vergleichende Konjugationssystem, war der Anfang dieser Schöpfung und — was Friedrich Schlegels Werk nicht war und nicht sein konnte — der „Grundstein“ eines wissenschaftlichen Lehrgebäudes. Was es dazu machte waren auch nicht sowohl die neuen Kenntnisse und Ergebnisse als vielmehr die neue Methode seiner Forschung. Denn in der Methode allein kann der individuelle Geist seinem Streben, einer wissenschaftlichen Idee, die er sich zum Ziel gesetzt, die Bahn brechen. Ihren Namen haben ihr schon frühere gegeben, auch schon frühere sie einzeln geübt. Die Auswirkung aber ist und bleibt Franz Bopps eigenstes Werk, sein Konjugationssystem das erste Stück vergleichender Grammatik.

---

## Viertes Kapitel.

München, Paris und London.

(1816—1819.)

Die Erstlingsschrift Franz Bopps war epochemachend. Sie theilte aber auch das Schicksal solcher Schriften. Nicht, daß es ihr an Beachtung oder ihrem Verfasser an Ehre und Anerkennung gebrach. Beides nicht, das vergleichende Konjugationssystem ward sogar viel angezeigt und besprochen und seinem Autor mancherseits Lob und Dank gespendet. Nur ließen sich Philologen und Schulmeister nicht sobald ihre Kreise stören. In Worterklärung und Deutung war man gewohnt, wohl Witz und Geist aber nicht ernste Wissenschaft zu sehen. Darum währte es noch lange, bis die neue Geistesrichtung auf ihrem Gebiete zu einiger Geltung kam, und noch auf lange hin wohl waren Sanskrit und Franz Bopp in weiteren Kreisen wenig bekannte Namen.

In dem kleinen Aschaffenburg aber, da wußte im September dieses Jahres 1816 jedermann, daß des Boppen Franz aus Paris wieder zurück gekommen. Der oder jener Bekannte oder Schulfreund hatte ihn gesehen und begrüßt, der oder jener war ihm mit Windischmann und Merkel auf dem Gold- oder Judenberge begegnet. Sie waren in ihre Unterredung vertieft gewesen, in Gedanken vielleicht in Indien und altindischer Weisheit sich ergehend.

Es hatte den jungen Aschaffenburger damals nicht länger in Paris gehalten. Die Sehnsucht nach seinen Lieben und Freunden daheim hatte ihn erfaßt, und anstatt wie im Vorjahre um diese Zeit in die Normandie zu gehen war er dem heimatlichen Spessarttale zugewandert<sup>41</sup>. — Da war im Vaterhause aus dem kurfürstlichen Futterschreiber ein königlicher geworden, und wo früher die kurmainzischen gewesen, waren jetzt die königlich bayerischen Farben und Wappenschilder. Sonst war ziemlich alles beim alten geblieben, in seinem Elternhause wie in der Stadt. Nur manche Leute, besonders Beamte waren weg- und andre zugezogen, einige

auch, wie des Windischmann vielgeliebte Lotte, dahin gegangen woher keiner wiederkehrt.

Am meisten hatte in den vier Jahren seiner Abwesenheit er selber sich geändert, äußerlich und noch mehr innerlich. Seinem freundlichen Wesen und seiner Bescheidenheit hatte die Fremde keinen Abbruch getan, aber der Jüngling war zum Manne gereift. Erfahrung hatte ihn gefestigt, und tüchtiges Wissen und Können hatten sein Urteilen und Wollen bestimmter gemacht.

Sechs Wochen ungefähr bis Mitte Oktober blieb er bei seinen Eltern, Geschwistern und Freunden, die herzlich froh über seine Wiederkehr des Hörens und Erzählens nicht genug bekamen. Dann gieng er nach München, um sein Fortkommen dort selbst zu betreiben.

Die Personalakten Franz Bopps bilden ein ansehnliches Bündel im Archiv der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. Sie betreffen die Unterstützung und Anstellung des jungen Gelehrten in den Jahren 1816—21. Ausharrendes Wollen und Streben, frohes Erreichen und getäushtes Erwarten auf der einen, Gunst und Großmut, aber auch kleinmütige Zweifel und Bedenken auf der andern Seite sind die leitenden Beweggründe in dieser Reihe von Entschlüssen und Handlungen, welche sie beurkunden und darstellen.

Mit guten Empfehlungen kam Franz Bopp damals nach München. Angesehene Männer, wie von Schlichtegroll, der Direktor der königlichen Akademie, wie der Philologe Thiersch, der Philosoph Schelling u. a. waren ihm und seinem Freunde Windischmann da von Herzen zugetan. Ihrer Achtung vor dem Streben und Leisten des jungen Mannes entsprach das aufrichtige Wohlwollen, womit sie seine Angelegenheit unterstützten und förderten.

Die zwei Jahre, auf welche ihm die Huld seines neuen Landesherrn eine kleine Unterstützung bewilligt, waren im August abgelaufen gewesen. Man hatte ihm geraten, seine Aufnahme als Adjunkt der Akademie nachzusuchen, wie das Othmar Frank getan, der als solcher eine namhafte Unterstützung bekommen. Auf unsers Bopp untertänigstes Gesuch beschied nun der König, daß sich der Supplikant vorab einer nähern Prüfung seiner bisher ge-

machten Fortschritte unterziehe und hatte die Akademie der Wissenschaften hierzu bereits den Auftrag erhalten<sup>42</sup>.

Gegen Mitte Dezember wurde das Examen abgehalten. Die Akademie hatte ihre Mitglieder der philologisch-historischen Klasse, die Herren Thiersch und Scherer als Examinatoren bestellt; und leicht war die Sache der beiden in diesem Falle gewiß nicht. Man kann aber sagen, daß sie ihre Aufgaben und Fragen wohl eben so gut und geschickt gestellt haben als ihr Kandidat dieselben gelöst hat.

Die Prüfung war größtenteils schriftlich. Schriftlich sollte Franz Bopp die Folge seiner bisherigen orientalischen und allgemeinen Sprachstudien und auch den Weg angeben, den er weiter einzuschlagen gedenke. Mündlich sollte er dann an beliebigen Stellen des Ulfila die grammatische Verwandtschaft des Gotischen mit dem Sanskrit dartun, darnach einige in der königlichen Bibliothek befindliche Palmblätter lesen und erklären. Noch schriftlich waren folgende Fragen zu beantworten. Welche leitende Ansichten über Sprachverwandtschaft er kürzlich im Griechischen, Arabischen und Sanskrit erwiesen? welche oberste Grundsätze und Kautelen ihm für Etymologie und Sprachvergleichung gälten? was von Friedrich Schlegels Einteilung aller Sprachen (in flektierte und zusammengesetzte) zu halten? welche Hauptvorteile aus dem Studium des Sanskrit, verglichen mit dem des Griechischen und Römischen mit recht zu erwarten? mit welchen Gründen man habe beweisen wollen, daß der Ursprung der eleusinischen Geheimnisse im Indischen (*sacris indicis*) zu suchen? Die letzte Frage sollte lateinisch beantwortet werden, und ebenso sollten lateinisch (und zwar in einem akademischen Lokal) die zwei ersten Kapitel des Herodot übersetzt und mit einigen eigenen Bemerkungen begleitet werden.

Das waren die Aufgaben, und wie sie gelöst wurden, kann man sich sogar teilweise denken. Bei der Darstellung seines Studienganges hob Bopp den Gegensatz zwischen Sanskrit und Arabisch heraus, aber im allgemeinen die Notwendigkeit, das Sprachstudium im weitesten Umfang zu betreiben, auch den Bau und innern Zusammenhang solcher Idiome zu erforschen, deren Literatur wenig

oder gar keine Ausbeute verspreche. — Die fraglichen Palmblätter in ihrer bengalischen Schrift erklärte er für zu schlecht und verstümmelt, um darüber eine befriedigende Auskunft zu erteilen. — In anbetracht der leitenden Ansichten bei der Sprachvergleichung komme es, meinte er, darauf an, der Beschaffenheit der Wurzeln nachzugehen und dann zu betrachten, wie von Wurzeln Nenn- und Zeitwörter gebildet und an solchen besondere Nebenbegriffe und Modifikationen der Bedeutung angebracht werden. Unterscheidung der Wurzeln von damit verbundenen Partikeln und Suffixen heißt auch seine Antwort auf die nächste Frage hinsichtlich der obersten Grundsätze und Bürgschaften in der Sprachvergleichung, nicht, wie er wohl später gesagt haben möchte, Gesetzmäßigkeit im Sprachwandel. — Friedrich Schlegels Einteilung der Sprachen in flektierte und zusammengesetzte wird natürlich verworfen; es gebe seines Erachtens gar keine Sprache, deren grammatische Formen sich bloß als „organische Umbiegung“, Flexion im Schlegelschen Sinne erklären ließen. — Sanskritstudium, antwortet Bopp weiter, sei wichtig wegen des Aufschlusses, der damit über den Ursprung und die Entwicklung des Lateinischen, Griechischen u. a., auch über die Zusammengehörigkeit und Abstammung der Urvölker erhalten werde; auch im vergleich mit derjenigen der genannten Sprachen bleibe die Kenntnis des Sanskrit unentbehrlich in rücksicht auf die Geschichte der Menschheit und des menschlichen Geistes. — Auf die Frage endlich nach dem Ursprung der eleusinischen Mysterien finden wir gar keine Antwort, wohl die beste, die der gefragte hätte geben können<sup>43</sup>.

So war die Prüfung gemacht und — bestanden. Das Gutachten Thierschs — es ist vom 6. Januar 1817 — bezeugt dem Kandidaten hinsichtlich seiner Ansichten über die Fragen des Sprachstudiums „richtiges Urteil und Sachkenntnis“. Auch Schlegels Spracheneinteilung habe er richtig gewürdigt. Nur fehle es noch bedeutend am lateinischen Ausdruck, sowohl hinsichtlich der grammatischen Genauigkeit als der Latinität, und sei auch gegen seine etymologischen Nachweise noch einiges wenige zu erinnern. So — um doch eines dieser kleinen Bedenken anzuführen — habe er lat. *alius* statt auf griech. Formen (*ἄλλος, ἀλλάττω*) zu sehen und

in αλ den Begriff des Tausches, Wechsels zu erkennen (woher auch al-*ea*, der Spielwürfel), von einem gar nicht griechischen *alio* abgeleitet und an den arab. Artikel *al*, der gar nicht dahin gehöre, erinnert. — Man sieht, Prüfungen sind nicht nur für den Prüfungskandidaten ausweisend. — Indessen erklärte der wackere Thiersch, daß in allem letztern kein hinreichender Grund sei, um Franz Bopp der allerhöchsten Unterstützung mit geringerer Teilnahme zu empfehlen, da seine vorzügliche Befähigung für das Fach, dem er sich gewidmet, außer allem Zweifel sei und „sein ausgezeichnetes Talent, die Besonnenheit und Sicherheit seiner Ansichten die größten Hoffnungen rechtfertigten, die seine frühern Studien bereits erregt“. — Auch berichtete die Akademie alsbald zu gunsten ihres Kandidaten und schlug vor, demselben jährlich zweitausend Gulden zu verwilligen, dessen Studien unter ihre Leitung zu setzen und ihn anzuweisen, einer zu gebenden Instruktion gemäß halbjährlich Bericht über seine Beschäftigung einzusenden.

Ein Monat nach dem andern vergieng hierauf unter Hin- und Herschreiben zwischen Akademie und Ministerium; es galt die Frage, ob die Akademie die vorgeschlagene Unterstützungssumme für Bopp nach Franks Rückkehr auf ihre Fonds werde übernehmen können. Da erhielt der Direktor Schlichtegroll ein Schreiben des ersteren, des Franz Bopp, worin dieser ihm seine Wiederankunft in Paris anzeigte. Er habe seine Studien ohne Nachteil nicht länger unterbrechen können; er werde auch ohne Unterstützung dort einige Jahre leben und die angefangene Arbeit vollenden, daran er mit zu großer Lust und Liebe hange, um nicht die schwersten Opfer sich aufzuerlegen. Ihm bliebe noch immer der Kronprinz und seine gute Empfehlung an diesen. Der Akademie werde er indessen für ihr Wohlwollen und ihre tätige Verwendung jedenfalls dankbar bleiben. Er nehme nun wieder den Mahâbhârata auf, wolle auch zu seinem Konjugationssystem und in gleicher Weise das Nomen behandeln, um so die ganze Grammatik zu erschöpfen<sup>44</sup>. — Das Schreiben war vom 6. Mai 1817.

Im März hatte Bopp, des langweiligen und nutzlosen Zuwartens müde, München verlassen, hatte die Ostern noch in Aschaffenburg zugebracht und war dann wieder nach Paris gegangen. Ge-

gangen, denn die halbe Reise hatte er zu Fuß, die andre Hälfte, weils mit der Fußwanderung doch zu langsam gieng, mit der „Portage“ zurückgelegt. Er erzählt unter anderm von jener Wanderung, wie er da manchmal hätte erröthen mögen, wenn er an den Kaminen und Tafeln der Gasthäuser die Franzosen sich in Lobsprüchen über die Preußen hätte ergießen hören; die Preußen würden nämlich von den Franzosen meistens nicht für Deutsche gehalten. Am vorletzten Apriltag, zu mittag, saß er wieder im Faubourg St. Germain in seinem Dachstübchen, „fünf Stockwerke über der Erde“. Sein zuversichtliches Hoffen, hier die Nachricht von einem günstigen Entscheid der bayerischen Regierung vorzufinden, hatte sich nicht erfüllt<sup>45</sup>.

Sein erwähntes Schreiben wurde ihm aber sogleich beantwortet. Schlichtegroll riet ihm, sein Gesuch zu erneuern, um so mehr als Franks Rückkehr jetzt bestimmt zu erwarten sei. Bopp befolgte diesen Rat, und begleitet von einem persönlichen Briefe Windischmannns — „es wäre doch schade, wenn dieses Talent veröden sollte“, heißt's darin — gieng die erneuerte Vorstellung an die Akademie. Die Akademie sandte sie an den König mit dringender Empfehlung und Beifügung ihres früheren Berichts. Sie erklärte sich nun bereit, „vielleicht die Hälfte“ der vorgeschlagenen Unterstützungssumme auf ihre Kasse zu übernehmen, die ganze, wiewohl „nicht übertrieben“, vermöge sie unbeschadet andrer Leistungen nicht zu tragen; das Schicksal dieses „sein vorgesetztes Ziel mit so vieler Anstrengung verfolgenden jungen Gelehrten“ sei indessen zu berücksichtigen. Hierauf endlich „fand sich der König (unterm 30. Sept. 1817) zu bescheiden gewogen“, es sei dem Franz Bopp „eine außerordentliche Unterstützung auf zwei Jahre, jährlich von eintausend Gulden, vom 1. Oktober des laufenden Jahres an aus dem Fond seiner Akademie der Wissenschaften zu bewilligen und dessen ferneres Studium unter deren Leitung zu setzen“. Der königliche Entscheid war noch kaum gegeben, als dessen Wortlaut mit einem Briefe Schlichtegrolls an Bopp und Windischmann entsandt ward<sup>46</sup>.

Ein volles Jahr war über die Angelegenheit, bis zu ihrem halbwegs günstigen Austrage hingegangen. — Franz Bopp war in-

zwischen den Sommer über fleißig gewesen. Er hatte den andern und auch den dritten Teil des großen Epos gelesen und ausgezogen, hatte viel daraus wörtlich abgeschrieben, da er „ausgezeichnet schöne Stellen gefunden“, darunter eine Episode von etwa zweitausend Versen. „Diese wollen wir uns nicht entschlüpfen lassen“, schrieb er. Wenn er nach London käme, wolle er dort „etwas im Original mit treuer lateinischer Uebersetzung und den notwendigen Erklärungen heraus geben und hierzu wahrscheinlich die erwähnte Episode wählen“. Mit dem Auszuge des ganzen M. Bhârata wolle er bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland warten, ebenso mit anderm, wozu er derzeit bloß Materialien sammle und einzelne Ideen niederschreibe zu späterer Verarbeitung. Er habe ein schönes, reizendes Feld vor sich, „reich an Blumen und Früchten“.

Auch über andres noch und andre schrieb Bopp an Windischmann. — Chézy, erzählt er, der ihn wohl lieber am Ganges als an der Seine sähe, übrigens bei aller Eifersucht „ein guter Kerl“ sei, werde zu seiner Freude bald eine Rezension seines Konjugationssystems geben. Dann habe er den Hamilton dort kennen gelernt, der lange in Indien gewesen, unter andern auch „unsern Dichter Tieck“, der sich da auf einer Durchreise befunden, und einen Doktor Krause, der zur Herausgabe eines deutschen Wörterbuchs Sanskrit benutzen wolle und sich seine Hilfe erbeten. — Wieder war auch der ältere Schlegel in Paris anwesend. Der werde in der folge vieles für das Sanskrit leisten können, meinte Bopp, indem er es zu seiner Hauptbeschäftigung mache; sie arbeiteten wieder zweimal wöchentlich miteinander. Auch habe Schlegel seinetwegen an den Kronprinzen geschrieben, und der habe jenem ebenso wie Humboldten auf eine für ihn selbst „sehr erfreuliche Weise“ geantwortet. Um so auffälliger sei ihm die Verzögerung eines Entscheides. Diese Sache, müsse er gestehen, mache ihn oft sehr verdrießlich und mismutig. Weil seine Aussichten zu zuversichtlich gewesen, habe er auch noch nicht auf literarischen Erwerb gedacht und besser zu tun geglaubt, seine Zeit wichtigeren Arbeiten zu widmen<sup>47</sup>.

Nach einer Woche empfing Bopp die erwähnte Nachricht von dem königlichen Entscheid und richtete in seiner Herzensfreude

alsbald Dankschreiben an den König und den Kronprinzen, an den Minister, Grafen von Thürheim, und — dem es vor allen gebührte — an Schlichtegroll, den Direktor der Akademie. Nicht zum wenigstens glaubte er auch dem Kronprinzen zu danken zu haben, ohne den „es vielleicht nicht gut gegangen“, denn Thürheim schiene ihm „nicht sehr freigebig?“ Indessen, „obwohl ein Jahr in die Brüche gefallen,“ fühlte er sich zufrieden und dankbar, seiner Sorgen überhoben zu sein. Zwar würde die Regierung wohl nicht denken, er solle mit tausend Gulden übers Meer gehen. „Diese zwei Jahre“, erklärte er, „will ich nun gutes Muts bei den Franzosen verweilen“<sup>48</sup>.

Wie an Windischmann und Schlichtegroll so erklärte er auch in seinem Studienplan, den er seiner Instruktion gemäß nun bald nach München sandte. Er wolle vorab seine Mahâbhârata-Studien, sein Auszüge- und Materialien-Sammeln zu späterer Herausgabe und Bearbeitung fortsetzen. Nach Ablauf der bewilligten zwei Jahre gedenke er zur Vergleichung seiner Auszüge, die er da nur nach einem einzigen Manuskript gemacht, auf einige Zeit nach London zu gehen. Wenn mit dem M. Bhârata fertig, wozu er wenigstens noch ein Jahr gebrauche, wolle er andre sog. Purânas, besonders für indische Mythologie ausziehen. Dann biete ihm Langlès Bibliothek, die fast alle Sprachlehren enthalte und deren Gebrauch ihm frei stehe, gute Gelegenheit, auch die indischen Volksdialekte vergleichend zu studieren; die Engländer seien hierin größtenteils bei Wortvergleichen stehen geblieben. Um indessen die kostbare Zeit gehörig auszunutzen, wolle er nur sammeln und möglichst reiche Ausbeute machen, alle Ausarbeitung aber bis nach seiner Rückkehr verschieben<sup>49</sup>.

Diesem Plane entsprechend gab ihm die Akademie ihre weitem Weisungen. — Bopp hat uns eine solche Instruktion aufbewahrt. Sie ist vom Jahre 1819, im allgemeinen aber damit überein kommend was die Klasse schon im Vorjahre für ihn ausgemacht. Er solle seine Dialektforschung fortsetzen, seine Handschriften nach bestem Wissen und Einsehen nutzen und ausziehen, nebenher aber auch das Arabische nicht vernachlässigen. Da Professor Frank für das lexikalische viel vorgearbeitet, Bopp aber be-

sondere Neigung und Fähigkeit für das grammatische zeige, so sei er nach dieser Richtung vornehmlich anzuweisen. Es könne auch nicht schaden, beide über ihr gegenseitiges Tun und Lassen in Einvernehmen zu erhalten.

Darnach hatte die anbefohlene Leitung der Akademie gar nichts einschränkendes für Bopp, konnte und sollte das, wie Schelling einmal schrieb, auch nicht haben, und ließen ihm die Weisungen freien Spielraum. Fortgesetzt eifrig las er seine Palmblätter und hatte ein Stück nach dem andern abgetan und über manchen merkwürdigen Fund seinem alten Freunde berichtet, als der Winter verstrichen war und durch eine Nachricht, die er von seinem Vater erhielt, eine schleunige Veränderung in seinem Plane geschah.

Nach dieser Nachricht, die er in den ersten Tagen des März empfing, hatte ihm der Kronprinz fünfhundert Gulden aus seiner Kasse für den Aufenthalt in London bewilligt. Das war derselbe Kronprinz und nachmalige König Ludwig von Bayern, welcher bekanntlich Kunst und Künstler, Gelehrte und Wissenschaft in reichem Maße unterstützt und gefördert hat. Mit recht durfte auch Franz Bopp dessen Gnade, wie er sagt, „für eine ausgezeichnete Gunst ansehen“. Er hatte noch neunzehn Monate in Paris zu bleiben gedacht und nachher auf ein Jahr für London gerechnet. Nun war es ihm auch nicht unangenehm, früher dahin zu gehen, „wenn es dann nur nicht mit einem Jahr abgetan ist“, meinte er, „denn ich habe mich noch nach sehr vielem in der indischen Literatur umzusehen“.

Gleichzeitig schon sagte Bopp seinem Freunde Windischmann, er werde in London jene mehrfach erwähnte M. Bhârata-Episode im Original mit lateinischer Uebersetzung herauszugeben suchen. Diese Ausgabe wolle er dann, als das erste was ein Deutscher derart geleistet, aus Dankbarkeit dem Kronprinzen zueignen. Nur sei dabei die Schwierigkeit, daß man solche Sachen auf eigne Kosten herausgeben müsse, da Buchhändler dergleichen wegen des geringen Absatzes nicht übernähmen. — Bopp kannte auch bereits, was nach derselben Episode bearbeitet war, ein Gedicht des Kâlîdâsa in vier Gesängen. Er glaubte, es dürfe sich aus dem Ab-

stand zwischen dieser spätern schmuck- und kunstreichen Dichtung und jener einfachen und großartigen Poesie der Epik vielleicht einmal annähernd auf das Alter der letztern schließen lassen.

Indessen mußte alles andre jetzt beiseite bleiben, um wo möglich noch in diesem Sommer mit dem M. Bhârata fertig zu werden. Wir wissen auch nur von einer Rezension, die Franz Bopp in dieser Zeit schrieb und an Windischmann zur Veröffentlichung sandte. · Sonst hielt er sich unablässig an seinem Epos, denn gegen Ende September wollte er fertig werden<sup>50</sup>.

Im Mai hatte Schlegel Paris verlassen und hatte es, beiläufig bemerkt, auch wieder nicht möglich oder nötig gefunden, sich von Bopp zu verabschieden. „Ich werde ferneren Verkehr mit ihm vermeiden,“ schrieb dieser, den solche „Grobheit“ bei dem Verhältnisse, in welchem er zu ihm gestanden, nicht wenig verdroß. Wie viel anders war dagegen Alexander von Humboldt, so selten er ihn auch zu sehen bekam. Und wie herzlich war Bopp mit dem Orientalisten Freitag befreundet geworden, der auch damals mit seiner jungen Gattin, „einem liebenswürdigen Weibchen“, in Paris war; ihr Töchterchen, eine junge Pariserin, war sein Patenkind geworden. Er empfahl die ihm befreundete Familie auch dem alten Windischmann, als dieser nun bald ebenso wie Freitag einen Ruf nach Bonn erhalten, den sie beide auch angenommen.

Unter fleißigem Arbeiten verlief unserm Bopp dieser Sommer 1818. Seine Auszüge wuchsen stetig an, die Schicht der noch ungelesenen Blätter wurde immer dünner. Wie der September kam, da hatte er fertig gebracht was vor ihm unseres Wissens noch kein fremder fertig gebracht: er hatte das große Epos der Inder vom Anfang bis zum Ende durchgelesen.

Anfangs Oktober schrieb Bopp seinen letzten Brief aus Paris an Windischmann. Er denke mit ihm gleichzeitig auf der Reise zu sein, heißts in demselben, der übrigens wie vorher gehende Hymnen-Auszüge aus dem zwölften Buche des M. Bhârata enthielt. — Windischmann rüstete sich zum Abzuge nach Bonn; Franz Bopp hatte die erwarteten Gelder zur Ueberfahrt nach London erhalten<sup>51</sup>.

In einer Sprache geschriebenes lesen und verstehen und in

einer Sprache gesprochenes hören und verstehen und sie selber verständlich sprechen, sind verschiedene Dinge, wie das gewiß schon mancher erfahren, der ins Ausland, nach Paris oder London gekommen. Auch Bopp mußte sie an sich erfahren. Da er von Paris gieng, konnte er kein Wort englisch sprechen, „denn — so erzählte er selbst — ich hatte allda nicht soviel übrig, um mir einen Sprachmeister halten zu können“. In London angekommen, hielt er sich darum wochenlang zurück, ehe er die vielen Bekanntschaften machte, an die ihn seine Absichten und zahlreichen Empfehlungen wiesen. Er lebte ganz in einer englischen Familie, um nichts als englisch zu sprechen, und erreichte in kurzer Zeit was er wollte, die nötige Fertigkeit in der fremden Landessprache.

Sein Hauptabsehen gieng auf Colebrooke, dessen reiche Kenntnisse und noch reichere Handschriftensammlung. Diese war damals, was indische Literatur angeht, um vieles besser als alle öffentlichen Sammlungen sowohl in Paris als auch in London. Dazu kam im Gegensatz zu den letzteren, welche grundsätzlich weder gedrucktes noch geschriebenes aus dem Hause gaben, die ausnahmsweise Freigebigkeit ihres Besitzers. Schon bei seinem ersten Besuche erlaubte er Bopp, ein Manuskript bei ihm abholen zu lassen, und verwies ihn auch, wenn er mit seinem nächsten Vorhaben fertig sei, auf seine kostbare Sammlung aus den Veda und seine bereitwillige Hilfe mit Rat und Tat. So nach Bopps eigenem Erzählen<sup>52</sup>. Uebrigens war er für Colebrooke auch kein fremder mehr, denn von Hamilton war jenem aufs vorteilhafteste über Bopp und seine Leistungen geschrieben worden.

Nächst Colebrooke wiesen ihn seine Empfehlungen an G. Ch. Haughton, den gelehrten Herausgeber eines bengalischen Wörterbuchs, und nächst diesen an Ch. Wilkins. Konnte ihm jener wieder durch Entleihen von Handschriften nützen, die er aus Indien mitgebracht, so war die Freundschaft des ändern in andrer Weise dienlich. Wilkins war eben der erste und einzige, welcher Sanskrittypen besaß, die er für den Druck seines Hitopadeça gebraucht. Bopp aber, durch den misslungenen Versuch Franks vor Lithographie gewarnt, bedurfte solcher Typen für seine beabsichtigte Textausgabe, und er erhielt sie von ihrem Besitzer auch aufs

freundlichste geliehen. Er hatte bis zum März alles vorbereitet, Text und Uebersetzung, sein Manuskript und seinen kühnen Mut, und der Druck konnte beginnen.

Die Episode, um welche es sich handelte, war aus dem dritten Buche des Mahâbhârata, die in Indien so bekannte und beliebte wie bei uns damals noch völlig unbekannte Erzählung vom Nâla oder von Nal und Damayantî. — Eine bessere Wahl hätte Bopp gar nicht treffen können. Die Sprache dieses Stückes ist im ganzen schlicht und einfach, der Inhalt im ganzen anziehend und gefällig. So war es dazu wie gemacht, wozu der erste Herausgeber und die Art seiner Ausgabe es bestimmten, ein Lesebuch für den Anfänger zu sein.

Durch kritische Vergleichung seiner Pariser Abschrift mit dem was er in den Handschriften seiner Londoner Freunde fand hatte Bopp einen durchweg leserlichen Text hergestellt. Seine wortgetreue Uebersetzung gegenüber sicherte dem Leser sein Verständnis. Darin mochten einige Härten, im lateinischen der Uebersetzung und der Erklärung schwieriger Stellen sogar einiges fehlerhaft geworden sein. Es war nicht möglich gewesen, wie Windischmann geraten, sein Latein vorher einem guten Lateiner zum Durchlesen zu geben. Der Brauchbarkeit und dem Nutzen seines Werkes tat dieß im wesentlichen keinen Abbruch, auch nicht dem Verdienste des Herausgebers, dem bald von allen Seiten, von Kennern und Nichtkennern des Sanskrit uneingeschränktes Lob ward. Höchstens, daß mit dergleichen Rüge sein „guter Freund“ Schlegel hervor trat, der nach seiner Art dem Herausgeber abzog was er an dem Gedichte über die maßen schönes und preiswürdiges fand.

Mehrfach angeführt ist was er kurz nach dem Erscheinen des Boppschen Werkes in dieser Hinsicht gesagt hat. Schlegels Anzeige des 'Nalus, carmen sanscritum', findet sich im ersten Bande der Indischen Bibliothek, seiner neu begründeten Zeitschrift. „Hier will ich nur soviel sagen — heißt es dort — daß nach meinem Gefühl dieses Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, alt und jung anzusprechen, vornehm und gering, die

Kenner der Kunst, und die, welche sich bloß ihrem natürlichen Sinne überlassen. Auch ist das Märchen in Indien unendlich volksmäßig, und verschiedentlich in andern Formen und Mundarten behandelt worden.“<sup>53</sup>

Wer das las mochte wünschen, dafs ähnliches auch bei uns geschehe, und „die heldenmütige Treue und Ergebenheit der Damayantî“, einer indischen Penelope, auch bei uns in weitem Kreisen bekannt und beliebt werde. Auch Bopp dachte bald daran, seine Damayantî, wie er sagte, „in deutschem Gewande“ erscheinen zu lassen, „nebst mehreren andern Blüten aus dem Mahâbhârata und Râmâyana“. Seine Beweggründe waren nur zunächst andrer Art.

Sein Nalus, den er in 250 Exemplaren auf eigne Kosten hatte auflegen lassen, brachte ihn bald in sogar arge Verlegenheit. Er hatte sich verrechnet, hatte die Kosten (die sich auf 90 £ beliefen) niedriger, die Zahl seiner Abnehmer höher geschätzt. Statt der fünfzig oder hundert Exemplare, worauf ihm die Fürsprache Wilkins' Hoffnung gemacht, hatte die Kompagnie deren sechs für die Schule in Hertford genommen; ein drittel des Preises (1 £) bekamen die Buchhändler (Treuttel und Würtz), und langes Zuwarten war nicht, denn in sechs Monaten sollte alles bezahlt sein. Diese Sorge verstörte ihm den Sommer in London und ließ ihn auf Geld, auf literarischen Erwerb sinnen und darum vorab an jene Uebersetzungen denken.

Auch nicht wie beim Konjugationssystem hatte er alle Welt mit Freixemplaren bedacht, „förmlich bombardiert“, wie ers hieß, zum „Bresche legen“. Nur seine besten Freunde und Gönner hatten jeder sein Exemplar bekommen, natürlich auch alle von der Münchener Akademie, welcher ihr auswärtiges Mitglied, Alexander Hamilton von der Vortrefflichkeit des Werkes berichtet, natürlich auch der Minister, und ein paar, aufs prächtigste gebundene und mit goldener Widmungsschrift versehene, der König und der Kronprinz. Aber was Bopp darauf erwartet das war ihm nicht geworden, und außer einem paar hundert Gulden, womit ihm sein Vater zu Hilfe kam, blieb er allein auf den Verkauf des Buches angewiesen.

Im April hatte er die letzte Halbjahrsrate seiner Unterstützung erhalten. Nach dem Erscheinen seines Nalus, im August hatte er dann seinen Bericht an die Akademie gesandt und zugleich um seine Empfehlung beim König nachgesucht. Er möchte der Majestät dahin empfohlen sein, daß ihm eine passende Stelle zugedacht werde, und falls solche seine Gegenwart nicht allsogleich erheische, daß ihm zur Verlängerung seines Aufenthalts in London eine entsprechende Unterstützung bewilligt werde. — Das Gesuch war im Sinne der Akademie und wurde von dieser, warm befürwortet, auch dann noch eingereicht, als ein königliches Dekret bereits acht Tage zuvor (Mitte Oktober) die bisherige Unterstützung mit tausend Gulden jährlich auf noch ein Jahr, „jedoch zum letzten Male“, verfügt hatte. Die Akademie beantragte, daß Bopp eine Professur der morgenländischen Sprachen an einer Landesuniversität, „vielleicht in Würzburg, wo dieses Fach unbesetzt sei“, und die Erlaubnis gegeben werde, dieses Amt erst nach Jahresfrist anzutreten. Dabei solle ihm auferlegt werden, nach seiner Rückkehr nach Deutschland einige Monate in Göttingen sich aufzuhalten und durch die Lehrvorträge namentlich der beiden Orientalisten Eichhorn und Tychsen für seine Stellung sich vorzubereiten<sup>54</sup>.

Während dieser Verhandlungen in München saß Bopp in der Bibliothek der ostindischen Kompagnie und studierte und kopierte indische Handschriften. Es war nicht ganz der rechte Ort zu solchen Arbeiten, wie er meinte; er würde zu Haus mehr als noch einmal so viel tun können. Indessen hatte Colebrooke seine ganze Handschriften-Sammlung dorthin gegeben, und eben der hatte auch Franz Bopps altes Interesse an jenem Schrifttum neu geweckt, daß er sich mit Eifer auf die s. g. Upanishad (Vṛhad-Araṇyaka, Artharvop.) warf. Gerade hatte Rammohun Roy, ein gelehrter Brahmane einige Stücke dieser Art in Uebersetzung herausgegeben, die man bisher nur in Anquetil Duperron's „Oupnek'hat“, einer bekannten lateinischen Version nach persischer Uebertragung lesen oder zu lesen versuchen konnte. Bopp wollte diese altindische Philosophie aus dem Original verstehen lernen. Er wollte nicht wie andere, wie Frank, wie Friedrich Schlegel, unverstandenes er-

raten oder einer alten entlegenen Weisheit mit eigener Phantasie nachhelfen. Er wollte nur „eine kleine und auserlesene Sammlung von Upanishads“ sich anlegen, um sie später auszuarbeiten und zu veröffentlichen, ist aber auch dazu, glücklicher Weise möchte man sagen, niemals gekommen.

Ein Artikel im London Magazine, einer englischen Literaturzeitung, darin seines Konjugationssystems überaus rühmend gedacht ward, veranlaßte Bopp zu einer englischen Bearbeitung seines Erstlingswerkes. Sie war für die *Oriental Annals*, eine neu auftretende Zeitschrift bestimmt. Vier Jahre nun gerade seit dem Erscheinen der deutschen Abhandlung, und wieder am 16. Mai konnte er seinem Freunde Windischmann einen Abdruck der englischen Umarbeitung senden.

Ueber die Unterschiede zwischen dieser und seiner ersten Arbeit hat Bopp selbst später in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* (1821) berichtet. — Wie schon die Ueberschrift der Umarbeitung besagt — *Analytical Comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic Languages, shewing the original identity of their grammatical structure* — war das persische hier ausgelassen. Das sei geschehen, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen und die Arbeit nicht zu umfänglich zu machen, dann aber weil er ein ausführliches Werk herauszugeben beabsichtige, worin alle mit dem Sanskrit verwandte Sprachen behandelt werden, neben dem Persischen auch das Armenische sowie die so merkwürdigen slawischen Mundarten. Ferner ist die Darstellung der verglichenen Sprachen und ihrer Formen nicht mehr wie früher nach- sondern neben einander gegeben, zur leichtern Uebersicht der Uebereinstimmungen. Endlich ist die Umarbeitung näher auf das Griechische, in manchem einzelnen freilich bessernd, und weiter auch schon mit einiger Vergleichung auf Pronomina und Nomina eingegangen.

Wir dürfen noch einiges sagen. Je weiter im Sanskrit gekommen, desto mehr entfernt hatte sich Bopp vom Boden der Schlegel'schen Romantik, von ihrer Sprachanschauung, ihrem Flexionsbegriff. Natürlich, weil sich die Sprachformen nicht erklären ließen ohne dem Prinzip der Zusammensetzung seine weitere Herrschaft und volle Geltung zuzuerkennen. So war es schon in seiner Ant-

wort auf eine Münchener Prüfungsfrage gegeben. Er scheut sich nun nicht, ausdrücklich auf nicht verwandtes (auf arabisch) hinzuweisen, um darzutun, was, wie gesagt, auch schon im Konjugationssystem vom Jahre 1816 deutlich genug ausgesprochen und erklärt, daß die Personal-Endungen der Zeitwörter für wesentliche Bestandteile wirklicher Pronomina anzusehen oder wie er hier sagt und als unzweifelhaft hinstellt, „daß auch die Sanskritverba ihre Personalformen durch Zusammensetzung der Wurzel mit den Pronomina bilden“. — So ist es gar nicht bloß äußerliches, nicht bloß ein fremdländisches Gewand, welches Bopp seinem Erstlingskinde antat. Es ist, wenn nicht gewachsen, so doch reifer geworden, fester in seinem Auftreten, bestimmter in seiner Sprache. Wir hören hier zuerst von Gesetzen im Laut- und Formenwandel. Frühere kleine „Unarten“ sind abgelegt, allerdings damit auch jenes ansprechende kindliche Wesen, welches erstes Werden und Erkennen aufzeigt. Nur weil größere Werke sie bald verdrängten, weil die Zeitschrift bald wieder eingieng und wenige Exemplare nach Deutschland kamen, so ist die englische Umarbeitung bei uns selten und fast unbekannt gewesen.

Aber sonderlich Geld hatte die kleine Arbeit ihm nicht eingetragen. — Schon im März sandte Bopp Quittung über die andre Hälfte der letztbewilligten tausend Gulden und bat dringend, ihm zu anfang April noch fünfhundert zu gewähren, weil er sonst in die peinlichste Verlegenheit käme. Die Akademie wollte ihn nicht im Stich lassen, aber ihre Vorschläge wurden nicht genehmigt. Auf ihre eigne Fonds konnte sie die Summe nicht übernehmen; sie schlug der Regierung dafür andre vor oder wiederholt den Franz Bopp vorläufig zum Professor zu machen und in Gehaltsbezug zu setzen, jedenfalls aber durch Gewähr seiner „beweglich vorgelegten Bitte“ ihm einen Beweis der allerhöchsten Zufriedenheit zu geben. — „Ich habe wie für meinen Sohn gesprochen“, schreibt von Schlichtegroll an Bopp auf dessen an ihn gerichteten Brief, „und bin so dringend wie möglich geworden.“ Da habe der Herr Minister (Graf von Thürheim) ihm zu schreiben erlaubt, daß er sich seine Ernennung zum Professor angelegen sein lassen wolle, aber mehr habe er nicht erwirken können. „O, warum bin

ich doch nicht reich,“ fügte er hinzu, „um Ihnen gleich aus eigenen Mitteln helfen zu können!“

In seiner Not hatte sich Bopp an den Gesandten gewandt und von diesem zwanzig Pfund geliehen erhalten, gleichzeitig aber in einem Schreiben an den Minister seine misliche Lage geschildert und gebeten, ihm zur Erstattung jener Summe sowie, daß er mit Ruhe seine Studien dort vollenden und nach Ablauf seiner Jahresfrist zurückkehren könne, behilflich zu sein. Dazu hatte der Gesandte, Baron Pfeffel selbst günstige Zeitungsrezensionen eingeschickt und in einem Privatschreiben erklärt, daß es Franz Bopp leicht sein würde, in London sein Glück zu machen, wenn ihn nicht Vaterlandsliebe und Dankbarkeit zurücke hielten. Und die Folge davon war wieder eine Aufforderung der Akademie zu einem Gutachten und zu einer Erklärung an Bopp, daß ihm die Annahme einer Stellung in London zu eigener Versorgung frei und nichts im Wege stehe, ihm bei Seiner Majestät vorbehaltlich des Indigenats und seiner angemessenen Verwendung im Vaterlande die Bewilligung zu einem unbestimmt langen Aufenthalte dort zu erwirken; er möge sich bestimmt erklären; sonst solle er auf mögliche Abkürzung seines Dortseins bedacht nehmen.

Die Akademie beharrte dagegen bei ihrem frühern Antrag. Sie verkenne nicht die Vorteile eines längern Aufenthalts und einer Anstellung in England für Bopp, besorge aber, daß er damit bald in eine Lage käme, die es dem Vaterlande schwer mache, ihm eine Entschädigung zu bieten. Dieses dürfe sich schon jetzt zweier Gelehrte für indische Sprache und Literatur rühmen. Jüngst habe A. W. Schlegel Vorlesungen in diesen Fächern an der Bonner Universität angekündigt, und da müsse Bayern gleichen Schritt halten. Nachdem für Bopp soviel getan, könne man jetzt nicht abrechnen; er würde sich, wenn er noch in Göttingen Orientalia gehört, auch vorläufig als Privatdozent mit Gehalt anstellen und nützlich verwenden lassen.

Unmittelbar auf dieses Gutachten beschied der König (mittels Reskript vom 30. Juli) nochmals „jedoch zum letztenmal“ tausend Gulden auf die Kasse der Akademie, übrigens aber, den Franz Bopp im Sinne nicht der Akademie sondern des Ministeriums zu

verweisen. Diesem aber hatte unterdessen der Erlös aus dem Verkauf seines Buches soviel eingebracht, daß er nach Abzug der Kosten und Rückerstattung seines Darlehens an den Gesandten sowie nach Zahlung einiger andrer Schulden noch die nötigen Mittel behielt zur Rückreise nach Deutschland. Und ehe noch jener königliche Bescheid eintraf, ehe noch vollendet was er sich vorgenommen, hatte er London bereits verlassen<sup>57</sup>.

Nur in einer Hinsicht, „nämlich wegen der unvergleichlich schönen Sammlung indischer Handschriften“, tat es ihm leid, in vielen andern dagegen freute es ihn, die englische Hauptstadt so bald verlassen zu müssen. „Ich habe noch keinen fremden gesehen, dem es in England gefällt“, schrieb er anfangs des Jahres an Windischmann. — Nicht aber ist zu verwundern, daß es auch ihm dort nicht gefallen, als daß er sein Misfallen so gar allgemein und ständig gehegt, daß er auf Land und Leute übertragen was sein besonderes Erfahren verschuldet.

Wirklich hatte Paris, wo er auf der Rückreise wieder drei Wochen verweilte, damals ein glückliches Zusammensein tüchtiger Männer, die begeistert waren für Sprachstudien und Wissenschaft. Desgleichen war nicht in London. Wilkins, schrieb Bopp einmal, habe Sinn für die indische Literatur, mehr als Colebrooke, „auf welchen der hohe Ernst, die Würde und liebliche Einfalt der Urpoesie der Indier wenig Eindruck machen; ihm gefallen die gekünstelten Verse ihrer spätern Gedichte besser“. — In der tat war Colebrooke eine nüchterne Natur im vergleich zu Wilkins und noch mehr zu einem Jones u. a., welche in Indien Pionierdienste geleistet. Dieser Leistungen mochte Bopp vergessen, mochte nur an die Leute denken, da er schrieb, „den Engländern liegt das Sanskrit sehr wenig an“, und er mochte auch wohl nicht eben die Chézy und Langlès im Auge haben, da er hinzufügte, daß die Engländer, „überhaupt an wissenschaftlichem Eifer den Franzosen weit nachstünden“<sup>57</sup>. — So in einem der frühern Briefe an Windischmann. Briefe aber sind eben auch nur Briefe. Sie sind der Ausdruck einer Zeit und flüchtigen Empfindung, sind Stimmungsbilder, reflektiert durch die Eigenart ihres Empfängers.

Ein trüber Himmel lag meistens über dem Getriebe der Welt-

stadt, darin Bopp allein seines Weges gieng, auch innerlich bedrückt durch Sorge und Kummernis. Da war er nicht die heitre Jugend, die er gewesen, anspruchs- und bedürfnislos, nur von seinem Streben zu lernen erfüllt. Ihm waren auf grund seines Wissens und Könnens Aussichten eröffnet worden, die immer weiter ins ferne zu rücken, Hoffnungen gegeben worden, die sich nicht zu erfüllen schienen. — Seine bayerische Regierung kann man nicht tadeln. Sie hatte nicht wenig für ihn getan, und noch viel mehr die befreundeten Männer der Akademie. Er durfte auch noch gar nicht erwarten, daß schon alle Welt Sanskrit und Vergleichende Grammatik so hoch anschlug, wie es seiner eignen, so gut begründeten Schätzung entsprach. Das trübte nur zuweilen sein klares Gemüt und seine Briefe an den Freund sind Bilder dieser Stimmung.

---

## Fünftes Kapitel.

---

Göttingen und Berlin.

(1820—1821.)

Am letzten Julitage 1820 hatte Franz Bopp von Paris aus die Rückreise nach Deutschland angetreten. Sogleich am Tage nach seiner Ankunft schrieb er an Windischmann. Der Brief ist vom 8. August aus Mommenheim bei Mainz, wo der alte Bopp zuvor ein kleines Acker- und Weingut für seinen Sohn Jakob erworben. Er enthielt die Nachricht von seiner Wiederkehr, seinen letzten Erfahrungen, getäuschten Hoffnungen und zukünftigen Plänen, und schließlich waren Grüße von seinem Vater und seinen Geschwistern angefügt<sup>58</sup>.

So war denn seine gute Mutter nicht mehr unter den lebenden. Ein Schreiben seines Bruders vom vorigen Dezember hatte ihm von deren schweren Leiden berichtet. Und auch dieß und die Nachricht von ihrem Hinscheiden hatte auf seine getrübtte Stimmung in London gewiß aufs schmerzlichste eingewirkt.

In demselben Briefe erzählt Franz Bopp auch von seiner

Ablehnung durch die Universität Würzburg. Die gelehrten Herren dort hätten das Sanskrit bloß für einen „literarischen Luxus“ erklärt. Und so ähnlich war ihr Ausspruch in der That gewesen. Auf ein Ministerialreskript (vom 10. Nov. 1819), welches im Sinne der Münchener Akademie das „Anstellungs- und Unterstützungsgesuch Franz Bopp's“ zur Gewähr empfahl, hatte die Würzburger philosophische Fakultät in ihrer Sitzung vom 19. Januar ein ablehnendes Gutachten abgegeben. Erstlich, hieß es, bedürfe die dortige Universität überhaupt und die theologische Fakultät insbesondere keines weiteren Lehrers für orientalische Sprachen, indem Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch und Arabisch von dem sehr geschickten und hierfür eigens bestellten Professor K. J. Fischer zu allgemeiner Zufriedenheit gelehrt werde. Der Unterricht im Persischen und im Sanskrit eigne sich bloß für Hauptstädte und Akademien und werde an einer Universität gar nicht gesucht. Ein hierfür angestellter Lehrer würde ohne Zuhörer, demnach für die Universität ganz überflüssig sein. Sollten, zum andern, dortige Universitätsfonds für Unterstützung in anspruch genommen werden, so sei jede Belastung dieser ohnedieß unzulänglichen Fonds unerträglich. Endlich (wofür dieß und jenes noch nicht genüge) berufe man sich auf die Separatstimmen zweier Kollegen (Fischer und Richarz), durch deren Aeußerung ebenso wahr als gründlich nachgewiesen sei, daß Franz Bopp auch nicht einmal die zu einer Professur der orientalischen Philologie erforderlichen Kenntnisse besitze. Also sei gegen eine Belastung der Universitätsfonds entweder durch Anstellung oder Unterstützung dieses Franz Bopp zu begutachten<sup>59</sup>.

Gegen solche Verwahrung einer Fakultät (wir lesen an zehn Namensunterschriften) konnte das Ministerium kaum noch etwas sagen, und auch Bopp selbst schien sich seine Ablehnung nicht allzusehr zu Herzen zu nehmen. „Diese Herren“, meinte er, „wollen bloß lehren was Brod in das Haus bringt, und was sie nicht wissen, sollen auch andere nicht zu lernen Gelegenheit finden.“ Er habe noch immer gute Hoffnung, heißt's weiter, und würde bald nach München abreisen, um seine Angelegenheit selbst zu betreiben. Er hoffte eben, dort angestellt zu werden.

Nach drei Wochen, die er nun wieder in Mainz zubrachte,

gieng er über Heidelberg und Stuttgart nach München und wurde da, wie er schreibt, „im allgemeinen gut aufgenommen“. Daran war nach seiner Meinung besonders eine nachdrückliche Empfehlung schuld, welche Alexander von Humboldt in seinem und seines Bruders Namen an den Kronprinzen und an den Staatsminister von Zentner geschickt. Letzterer sah es gern, dass Bopp dem Räte der Akademie folgend über den Winter nach Göttingen gieng. Bis zum Sommer, sagte er, würde sich dann wohl ein Platz für ihn finden. Er dachte nämlich daran, Bopp bei der Akademie anzustellen, und sprach man auch schon davon, München zur Universitätsstadt zu machen. Und Bopp selbst war es sogar lieb, für Hebräisch und Arabisch, die er seit einigen Jahren verabsäumt, Zeit zu gewinnen<sup>60</sup>.

So gieng er nach Göttingen. Unterwegs blieb er einige Tage in Erlangen, besuchte Kanne, der ihm bei aller Wunderlichkeit seiner Ansichten den „Mann von Genie“ verriet, und Schelling, der seit diesem Jahre hier Vorlesungen hielt. Es gefiel ihm in der kleinen Universitätsstadt und er hätte sich auch dort gern anstellen lassen, wie Schelling bei dieser Gelegenheit den Wunsch äußerte. Er selbst würde in diesem Falle seinen Unterricht im Sanskrit benutzen, meinte der Philosoph. Uebrigens empfahl auch er ihm, wie von Schlichtegroll getan, dazu den Besuch der altberühmten Musenstadt an der Leine.

Anfangs November kam er dahin, nachdem er auf dieser Reise zum erstenmal ein Stück Norddeutschland gesehen. Davon hatte er ohne Zweifel seinem Vater geschrieben. Denn in seiner Antwort will sich dieser noch recht wohl der Orte Meiningen, Gotha, Langensalza u. a., die er selber früher besucht, sogar einzelner Wirtshäuser und Wirte erinnern, bei denen es seinerzeit gut gewesen. Nur mit der norddeutschen Küche schien sich weder Vater noch Sohn recht befreunden zu können. „Wenn die Norddeutschen auch alles haben“, meinte der alte Bopp, „so wissen sie es nicht zu bereiten.“ Und im weiteren fragt er den Sohn: „Sind die Göttinger Herren nicht interessant, Sanskrit zu lernen?“ weil dieser ihm gesagt, er werde es diesen Winter oder da vielleicht gar nicht lehren.

Natürlich hätte der alte Bopp seinen Franz lieber gleich als Professor denn noch als Student in Göttingen gewufst, wie er nun doch war und nur sein konnte und wollte. Er besuchte ein tägliches Kolleg bei Eichhorn über die Psalmen, das einzige, welches er angenommen; und er fand Gefallen an jener Erklärung. Den Wissenschaften, wie er sagte, hätte er wohl mehr nützen können, wenn er nach Paris gegangen wäre. „In der öffentlichen Meinung“ dagegen könnte ihm Göttingen mehr nutzen, weil er sich nie auf einer deutschen Universität aufgehalten; denn daß Aschaffenburg eine solche gewesen, wäre niemandem bekannt. So Franz Bopp; und sein Nützlichkeitsstandpunkt war auch nicht ungerechtfertigt, so lange man ziemlich allgemein über Sanskrit und was dazu gehörte nicht anders dachte als wie es die Würzburger ausgesprochen — ja, wie das selbst nach einem Schreiben de Sacy's galt, der ihm vor seiner Abreise von Paris dringend geraten, sein Arabisch nicht zu verlassen.

Darum blieb auch das Sanskrit in Göttingen ziemlich beiseite liegen. Von seiner Anzeige der *Annals of Oriental Literature* in den Göttinger Gelehrten Anzeigen ist schon Rede gewesen, von einer andern aus dem Dezember dieses Jahres sei jetzt gesprochen. Sie betraf die Othmar Frank'sche Sanskrit-Chrestomathie, welche lange erwartet und noch länger versprochen, in einer ersten Hälfte eben herausgekommen. „Ich soll eine Anzeige davon für die Göttinger Anzeigen machen“, schrieb Bopp; „dabei weiß ich nicht recht, wie ich es anfangen soll, um etwas gutes zu sagen.“ In der tat, hier war Lob schwer. Nicht Kenntnis noch Geschick, sondern höchstens der Fleiß und Eifer des Verfassers ließ sich rühmen. Und so wurde es gemacht.

Othmar Frank hatte sich entschließen müssen, sein Werk auf eigene Kosten herauszugeben. Er hatte Lithographie und Typographie zusammen angewandt. Daher rühmt die Anzeige Bopps den Eifer des Mannes für seine Wissenschaft, der „von keiner Schwierigkeit abgehalten werden konnte, sich um deren Förderung verdient zu machen“. Nacheinander bespricht sie dann den Inhalt des Buches, zuerst eine Stelle aus dem M. Bhârata, Dhritarâshtras Rede an seinen Wagenlenker Sanjaya, Originaltext in Ur-

schrift mit beigefügter Aussprache und lateinischer Erklärung. Glücklicherweise konnte die Stelle nicht genannt, auch nicht die Menge grober Uebersetzungsfehler verschwiegen werden; es waren darunter, wie sie kaum einem ersten Anfänger zu verzeihen sind. Gleiches galt vom andern Stück, dem Eingang des M. Bhârata, davon der Text aber nicht in Original- sondern in Umschrift gegeben. Ein System solcher Umschrift aufzustellen, darin jeder Buchstabe der Urschrift seinen einfachen Stellvertreter erhielt, war bekanntlich Bopps frühestes Bestreben gewesen. Seine Anzeige bringt ein solches gegenüber dem unmethodischen Verfahren jenes Buches, darin zuweilen vier oder auch fünf Konsonanten gebraucht waren, um einen indischen Buchstaben darzustellen. Endlich war das dritte eine „Uebersetzung von Sankaras Vorrede zu seinem Kommentar über den Vrihadâranyaka, nebst Anandas Erklärungen“, ein philosophisches Stück in so schwieriger Sprache, „daß — sagt die Anzeige — auch der erfahrenste Kenner zu einer vollständigen Uebersetzung ungescheut sich für unfähig erklären dürfte“. Was aber schon in den beiden ersteren Stücken, das war hier erst recht der Fall, daß nämlich die lateinische Version noch unverständlicher als das Original geworden. Die Anzeige will indessen mit ihrem Urteil noch zuwarten, bis auch der andre Teil mit seinen Bemerkungen dazu erschienen, lobend mittlerweile was sie loben kann, den Versuch des Verfassers und seine gute Absicht. Und mehr ließ sich auch zu gunsten eines Werkes, das von Ungeschick starrt und „von Fehlern wimmelt“, nicht wohl sagen.

Wir können diese Anzeige mit einer andern vergleichen, die A. W. Schlegel in seiner Indischen Bibliothek gab. Frank, heißt es da, habe sehr häufig misverstanden und auf gar seltsame Art; was er auch richtig verstanden, besitze er nicht die Gabe, andern verständlich zu machen. Das schlimmste dabei sei, daß er nicht treu und enthaltsam übersetzen zu wollen scheine, sondern mystisch und anagogisch umdeute. Er unterschiebe einfachsten Sätzen „die Hirngespinnste einer verworrenen Metaphysik“, behandle die indischen Schriften „mit einer Vorliebe für Verdüsterung“. — Das ist alles wahr und wohl begründet in des Verfassers klösterlicher Erziehung und Geistesrichtung. Aber Schlegel hatte auch nicht

das Bedürfnis, nach Verdienste in dem Werke des andern zu suchen. Darum ist sein Urtheil so wahr wie allgemein absprechend<sup>61</sup>.

Und allgemein absprechend konnte der ja sein, auch absprechend ohne jede Begründung. — So hatte er um dieselbe Zeit erst und in derselben Zeitschrift gelegentlich auch über das Konjugationssystem seines „gelehrten Landsmanns“, über Bopps „Versuche, einige grammatische Formen hypothetisch zu erklären“, sich geäußert und gesagt, er sei „in den meisten Punkten nicht mit ihm einverstanden, verspare sich aber die Prüfung auf eine andere Zeit“.

Der ältere Schlegel hatte wenig von der Milde und Gutmütigkeit, auch Gerechtigkeit eines Bopp, so wenig wie Frank von dessen andern vorzüglichen Eigenschaften, von dessen kritischem Blick und dessen Klarheit. Letzterer hatte nur geringe Kenntniss vom Sanskrit, in geringerem Maße wissenschaftlichen Sinn, im geringsten aber die Fähigkeit zu lehren. Beweis sind seine Werke, die Chrestomathie, wie zwei Jahre darauf seine Sanskritgrammatik, ein unbrauchbares Buch, auch ohne „sein unglückseliges Latein“. — Aber diesen Mann berief die Universität Würzburg, berief dieselbe Fakultät, welche ein Jahr zuvor Franz Bopp für unfähig und dessen Wissenschaft für einen „Luxus“ erklärt. Und fünf Jahre später, da endlich die Universität Landshut nach München verlegt ward, wurde derselbe auch hierher zurückberufen. Nur weder diese Berufungen, weder seine Lehrtätigkeit noch seine Werke haben den Mann vor seinem Schicksale bewahren können. Der Name eines Othmar Frank ist in der Wissenschaft verschollen.

Franz Bopp aber blieb bis zum Frühjahr in Göttingen. Er hatte kurz nach seiner Ankunft auch seinen alten Freund Louis Reden hier angetroffen. Der junge Offizier von 1815 war hier Student der Jurisprudenz und vielleicht Bopps einzige, jedenfalls seine beste Bekanntschaft unter Studenten.

Dieser verkehrte auch weniger in Studenten- als in Dozentenkreisen. Vor allem war ihm sein Lehrer, der alte Eichhorn verehrungswürdig und „durch längeren Umgang“, wie er sagt, „recht wert geworden“. Trotz seiner siebzig Jahre sah er den Mann un-

ermüdlieh tätig. Er schreibe nur zu viel und lese zu wenig; „ich fand ihn“, erzählt Bopp, „so oft ich auch zu ihm kam, immer am Schreibtisch“.

Ungleich weniger im Alter von ihm verschieden, sogar noch fünf Jahre jünger als er selbst war hier Professor Müller, Karl Ottfried, der bekannte Archæologe. Er war ihm, so zu sagen, geistesverwandt und gleich in ernstem, aufrichtigem, wissenschaftlichem Streben. Sie hatten darin Berührungspunkte, die sie einander näherten und beide zu einer Freundschaft verbanden, welche die Göttinger Zeit ihr lebenslang überdauerte.

Gewiss war da noch mancher — denken wir nur an Heeren, den bekannten Verfasser der Ideen über Politik u. s. w. — der an dem Studium dieses reiferen Studenten sein besonderes Gefallen fand oder ihm Anregung und Ermunterung lieb. Anders überhaupt als die Würzburger dachten die Philosophen in Göttingen über Franz Bopp und seine Wissenschaft. „Ich muß dankbar bekennen, daß man mir in Göttingen viele Teilnahme bewiesen hat“, schrieb Bopp. „Auch hat mir die philosophische Fakultät die Doktorwürde honoris causa erteilt, indem sie mein kleines Verdienst um die Sanskritsprache anerkennen wollte<sup>62</sup>“. — Bescheidener konnte man von seinem Verdienste nicht wohl reden, besser aber auch die Göttinger Honoratiorenfakultät dieses nicht anerkennen. Sie hat der ehrwürdigen Georgia Augusta damit den Ruhm erworben, auch Franz Bopp den ihrigen nennen zu dürfen.

Diesem aber, dem Göttinger Ehrendoktor war damit die akademische Laufbahn eröffnet. Er konnte sich habilitieren, konnte Vorlesungen über seine Wissenschaft halten und als Dozent abwarten, bis er aus oder nach München eine Berufung erhielt. Daß er dieß nicht tat, so nahe das lag, so sehr nahe das ihm auch andererseits gelegt ward, war in der Natur Bopps und in der Natur seiner Wissenschaft begründet. Er sehnte sich wieder an den Rhein und zu seinen indischen Sammlungen zurück. Das kleine Landgut seines Vaters in Mommenheim sollte ihm ein âçrama, wie es heißt, eine Einsiedlerstatt sein, sich dort ungestört in seinen Studien indischer Sprache, indischer Sage und Weisheit zu ergehen.

Es war im April 1821, als er auf der Durchreise von Göttingen

gen nach Mainz zum erstenmal nach Berlin kam. — Wieder umfieng ihn da großstädtisches Leben und Getriebe, nur anders, minder fremdartig und minder überwältigend als er es in Paris und London erfahren. Was er da hörte waren heimische Sprachlaute, und was er sah nicht überwiegend Geschäft und Vergnügung, sondern überall auch im kleinen und großen Schulen und Anstalten zur Belehrung, zur Volksbildung.

Seit zehn Jahren hatte Berlin auch seine Universität. Sie war bekanntlich unter drückendsten Umständen, in einer Zeit der tiefsten Erniedrigung und Demütigung, zum Zeichen erhebenden Hoffens und kühnen Vertrauens gegründet worden. Und der sie auf seines Königs Geheiß und unter dem Beistand wackerster Männer endlich ins Leben gerufen, war ein Freund Franz Bopps, ein Freund und Förderer sprachwissenschaftlicher Studien, war selbst ein Sprachforscher ersten Ranges, Wilhelm von Humboldt.

Durch seinen Bruder Alexander auf den jungen Aschaffburger und dessen Sanskritstudien aufmerksam gemacht, hatte er diesen zuerst aus dessen Schriften, dann in London auch persönlich näher kennen gelernt. Er hatte sich hier von ihm selbst ins Sanskrit einführen lassen, und dankbarer als sein Altersgenosse, der ältere Schlegel, war er seitdem mit ihm in brieflicher Verbindung geblieben. Erst kürzlich nach Empfang seiner *Analytical Comparison* hatte er ihm nach Göttingen geschrieben und dem Studenten dort mit seinem Briefe große Freude gemacht. Ein Ausspruch darin war dazu besonders angetan. „Ich studiere, bis jetzt wenigstens, das Sanskrit bloß der Sprache, nicht der Literatur wegen“, schrieb Humboldt, „aber ich bin vollommen überzeugt, daß es für jeden, der Sprachstudien treibt, ein unerläßliches Bedürfnis ist, es so tief als immer die Umstände erlauben zu kennen.“ — Aehnlich war, nur viel allgemeiner, wie derselbe später seine Ueberzeugung gegen Schlegel aussprach, „daß ohne möglichst gründliches Studium des Sanskrit weder in den Sprachstudien noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das mindeste auszurichten sei“. Aus dem Munde eines Wilhelm von Humboldt war solcher Ausspruch damals von doppeltem und dreifachem Wert, und in seiner Freude darüber hatte

Bopp auch einem Briefe an Schlichtegroll in München den Inhalt jenes Schreibens angefügt.

Weniger freilich für sich selbst, auch weniger für seine Freunde in München und sonst als vielmehr für andre war ihm solches Zeugnis erwünscht, für solche namentlich, die der vergleichenden und historischen Grammatik bisher wenn nicht feindlich so doch gleichgiltig gegenüber standen. Das waren die „klassischen“ Philologen, wie sie sich nannten und noch nennen, „die eigentlichen Hellenisten“, wie sie Bopp hieß. „Von ihnen, meinte er, ist in dieser Hinsicht wenig zu erwarten. Sie sind zu befangen in ihrem Kreise und glauben eine Sünde gegen die Kritik zu begehen, wenn sie ihren Blick anderwärts hinrichten. Aber so etwas begegnet ihnen auch nicht leicht, und sie leben in dieser Hinsicht noch in paradiesischer Unschuld.“

Die Klage war damals noch neu, aber neu auch und in ihren ersten Anfängen die Bopp'sche Wissenschaft, und womit ferner stehende diese wohl übereins nahmen, Etymologie, auch wenig dazu angetan, sie in Achtung und Glauben zu bringen. Dieß mag die Philologen jener Tage entschuldigen. Uebrigens ist es ja schwer aus zünftigem, altüberliefertem Wesen etwas auszuschneiden und ungleich schwerer noch, neues hineinzubringen und vollends, wenn das neue dem ältern mit Umsturz droht. Darum mochte wohl mancher sich dagegen verschließen, daß er nicht wie ein Philipp Buttmann „trotz aller Widerrede eine Wissenschaft erstehen sah, die den Philologen zwingen könne in manchen Stücken von vornen anzufangen, und mancher hatte wohl weniger Jahre aber auch weniger Einsehen als ein August Lobeck, um das zu tun was dieser im Greisenalter nicht mehr tun zu können bedauerte, nämlich noch Sanskrit zu lernen<sup>63</sup>. Und darum galt es auch so viel später noch für ein Ereignis als ein Gottfried Hermann sich einmal herbeiließ, griechisch ἐστὶ mit sanskritisch *asti* (est) zu vergleichen.

Aber Wilhelm von Humboldt, der Freund Friedrich August Wolfs und Uebersetzer des Pindar und Aeschylus, war nicht zünftiger Gelehrter, und seine Sprachwissenschaft keine zünftige Gelehrsamkeit, daß er offene Augen für eine neue bedeutsame Kenntnis

hatte und offene Arme für den, welcher sie vertrat. — Wie Franz Bopp nach Berlin kam, hatte er seit zwei Jahren aller politischen Tätigkeit entsagt. Er hatte das besondere Werk seiner „Ankündigung“ vom Jahre 1812, seine „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der Vaskischen Sprache“, eine ethnographisch-linguistische Abhandlung vollendet. Und eben (am 12. April) hatte er in der Akademie „über die Aufgabe des Geschichtschreibers“, die zweite der drei „grundlegenden“ Abhandlungen gelesen, deren erste, „über das vergleichende Sprachstudium in beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“, seine eigene Forschung mit derjenigen Franz Bopps in unmittelbarer Verbindung, deren Gegensätze wie allgemeines und besonderes in Wechselwirkung dargestellt. Ihrer Wissenschaft entsprechend ward das persönliche Verhältnis der beiden zu einander, des ältern und des jüngern Mannes.

In den drei Wochen, welche Humboldt damals noch in Berlin war, ehe er auf seine Güter zog, war Bopp fast täglicher Gast seines Hauses. Er las Sanskrit mit ihm, und dann besprachen sie sich über sprachwissenschaftliches. Er unterhielt sich mit ihm sehr gern darüber, schrieb Bopp damals; Humboldt behandle „dieß Studium mit philosophischem Geist und scharfsinniger Beobachtung“. Das heißt, Humboldts Behandlung war auf das allgemeine der Ideen und zumal auf die individuelle Eigentümlichkeit der Sprachtypen gerichtet. In der tat war bisher nicht einer, der solchen Reichtum von Sprachwesen um sich versammelt und jedem einzelnen so tief auf den Grund gesehen, aber auch keiner, der so lange und bedacht nach den „Kategorien“ gesucht, unter welche die Eigentümlichkeiten eines jeden sich bringen ließen, der in jeder, auch der eigensten Eigenart das individuelle Gepräge eines allgemeinen Geistes oder Charakters, die Verwirklichung eines Idealen erkannt. So war was Bopp von ihm gesagt wohl ganz zutreffend.

Es läßt sich denken, daß Humboldt mit Bopp auch von anderm, von seinem Verhältnis zur bayerischen Regierung, von seinen Aussichten für die Zukunft sprach. Der vor einem Jahrzehnt wie ein „Anwalt“ aufgetreten, um bedeutende Männer als die besten Lehrer und Vertreter ihrer Wissenschaft seinem Könige zu empfehlen,

der mochte nun auch wohl an die Erwerbung Franz Bopps für die Hochschule denken, deren Glanz und Gedeihen ihm vor allem am Herzen lag. Sah er doch in ihm einen ersten und besten Vertreter einer Kenntnis und Wissenschaft, über deren Bedeutung er, wie gesagt, seine Ueberzeugung ausgesprochen. Freilich galt auch hier was einst Schleiermacher gegen die Anstellung von der Hagens für deutsche Altertümer eingewandt, daß ein neues Studium nicht eher als akademischer Lehrgegenstand aufzustellen sei, als bis die allgemeine Stimme sich für diese Maßregel erklärt habe. Aber die Anstellung und Errichtung einer außerordentlichen Professur war damals gleichwohl erfolgt, und „die öffentliche Meinung“ hatte sich alsbald zur Anerkennung eines tiefen Bedürfnisses bekehrt<sup>64</sup>. — Mit Sanskrit und vergleichender Grammatik mochte es sich mindestens gleich verhalten, und Bopp sah sich alsbald in die maßgebenden Kreise Berlins eingeführt.

In seinem Schreiben an Windischmann erzählt er von vielen Bekanntschaften, die er seit den drei Wochen seines Aufenthalts in Berlin gemacht. Er sei in mehrere gelehrte Gesellschaften eingeführt worden. Auch bei dem Minister Altenstein und den Staatsräten Süvern und Nicolovius sei er gewesen, und da die Regierung sich für das Sanskrit interessiere, so habe ihm dieses eine gute Aufnahme verschafft. Mehr sagte er nicht. Natürlich stand Wilhelm von Humboldt hinter allem diesem, aber neben Humboldt sein eigenes anerkanntes Verdienst, seine ansprechende bescheidene Persönlichkeit. Es war das erstemal, daß er als selbständiger Mann und Gelehrter geehrt ward, anders als in München und anders auch als in Göttingen. — „In Göttingen“, so schrieb er, „wollte mir der pedantische schwerfällige Hofratston nicht zusagen, gegen welchen der freiere und unaffektierte Verkehr, der hier unter den Gelehrten herrscht, einen starken Kontrast bildet.“ Davon mochte einiges in dem Beschauer selbst, in seinem veränderten Standpunkte gelegen sein. Aber gewiß war jener freie und edle Geist, welcher die Begründer und ersten Lehrer der Berliner Hochschule erfüllte und die Feuerprobe der Erhebungs- und Befreiungsjahre bestanden, auch über die folgende Zeit hinaus in Männern wie Boeckh, Savigny, Schleiermacher, Marheineke, Neander, Nie-

buhr u. a. gleich groß und mächtig geblieben. Das steigende Wachstum der Universität, auch wenn es in den letzten Jahren um einiges zurückgegangen, das Zusammenwirken mit andern Bildungsanstalten, die gesellschaftlichen Verhältnisse und Kreise der Hauptstadt, dieß und anderes ließen kleinliches Sinnen und Streben nicht sobald aufkommen. Genug, es gefiel Bopp was er hier sah und wie man ihn aufnahm, die Gunst, welche man seiner Wissenschaft und den Wissenschaften überhaupt entgegen trug; er fühlte sich freudig gehoben; und sein Besuch in Berlin schien einen Wendepunkt in seinem Leben zu bedeuten.

Schon hatte der Sommer begonnen — es war um Pfingsten, als Franz Bopp die Hauptstadt verließ — ein Sommer in der Natur wie in seinem Leben, und wie draußen alles voll Blüten und Sonnenschein, so schwellte froher Mut sein Herz und füllte frisches Hoffen seine Seele. Er mußte immer daran denken, wie ihm der eine und der andre zum Abschiede die Hand gedrückt, ihm „auf baldiges Wiedersehn in Berlin!“ zugerufen. Auch gedachte er selbst nur auf kurze Zeit an den Rhein und Main zu gehen, um in stiller Zurückgezogenheit da seine indische Sammlung wieder vorzunehmen.

Dazu ein Anlaß mehr gab das Vorgehen seines eifrigen Freundes und Genossen in Bonn. Schlegel hatte nach eigener Angabe und auf kosten der preußischen Regierung in Paris Sanskrittypen anfertigen und eine erste Druckprobe darin setzen und abziehen lassen. Das Spezimen, eine erste Seite seines Nala, hatte Bopp schon auf der Berliner Bibliothek gesehen und freudig, wohl in der stillen Hoffnung begrüßt, gleiches auch bald in Berlin zu haben. Im einzelnen, wie er Schlegel später erklärte, fand er an den Typen auch wenig auszusetzen; nur daß sie ihm im ganzen doch nicht so gut wie die Wilkinsschen gefielen; die Buchstabenformen waren zu scharf und spitz, waren ihm zu wenig eigentlich indisch erscheinend.

Mit der Zusendung jenes Spezimens nach Mainz erhielt Bopp auch eine Einladung Windischmanns zu einem Besuche in Bonn, da ihm Schlegel Tisch und Wohnung in seinem Hause anbot<sup>65</sup>. Er folgte derselben nicht, wollte sich offenbar auch durch die

Freunde dort nicht beirren lassen. Ruhig, wie er sich vorgesetzt, blieb er die zwei bis drei Monate bei den seinigen und reiste dann auf nächstem Wege nach Berlin zurück.

Hier waren andre Freunde unterdessen für ihn tätig gewesen. Dem Wunsche des Ministeriums entsprach ein Antrag der philosophischen Fakultät, den Dr. Franz Bopp für das Fach der orientalischen Literatur und der allgemeinen Sprachkunde angestellt zu sehen. Und entsprechend wieder diesem Antrage wurde ein Ministerialschreiben, eine Anfrage an Bopp gerichtet. Das Ministerium, heißt es darin, habe beschlossen, ihm eine außerordentliche Professur bei der dortigen Universität gegen ein Jahresgehalt von achthundert Thalern zu übertragen. Ueberdieß wolle ihm dasselbe, um ihn „gleich anfangs in eine sorgenfreie ökonomische Lage zu versetzen“, noch jährlich zweihundert Thaler bis zu dem Zeitpunkte zusichern, wo die dasige königliche Akademie ihn, wie mit grund zu erwarten stünde, in eine angemessene Verbindung zu sich ziehen und dadurch für ihn eine an die Stelle dieser Remuneration tretende Erhöhung seiner fixen Besoldung erwachsen werde. Auch dürfe er der Beförderung in eine ordentliche Professur und zu einem höhern Gehalte bei der erfolgreichen Tätigkeit, welche sich das Ministerium von ihm versprechen könne, mit Gewißheit entgegen sehen. Er möge sich nun baldigst erklären, ob er entschlossen sei, unter den besagten Bedingungen eine außerordentliche Professur an dasiger Universität zu übernehmen und seine Entlassung aus seinem bisherigen Verhältnisse zu der königlich bayerischen Regierung zu bewirken. Bejahenden Falls würde seine förmliche Bestallung unverzüglich erfolgen, und könne er, da die höhere Genehmigung zu seiner Anstellung bereits erfolgt sei, schon zum bevorstehenden Wintersemester seine Wirksamkeit an der dasigen Universität beginnen.

Das Ministerialschreiben ist vom 9. September datiert und wurde wenige Tage darauf, am Vorabend seines 30. Geburtstages Franz Bopp übergeben, ein Geburtstagsgeschenk, wie ers sich schöner und erfreulicher nicht hätte wünschen können.

Noch desselben Tages, am 13. September, richtete Bopp eine untertänigste Bittschrift an den König von Bayern. Er bat, ihm

für den Fall, daß noch keine günstige Gelegenheit zu seiner Verwendung im Vaterlande vorhanden sei, zur Annahme der von der königlich preußischen Regierung ihm angebotenen Professur die gnädigste Bewilligung zu erteilen. Das Anerbietungsschreiben selbst hatte er beigelegt und sich zur Unterstützung seiner Bitte auf die ihm das Jahr zuvor mittelst königlichen Reskripts gewährte Erlaubnis berufen, irgend eine Stellung in London behufs seiner Subsistenz anzunehmen. Nicht allein diese, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht gewähre ihm jenes Anerbieten, wie durch Beschaffung einer Sanskritdruckerei, allen Nutzen. Wenn er im Vaterlande in einen solchen Wirkungskreis gesetzt werden solle, würde er gewiß dem allerhöchsten Befehle gehorchen und für ein Studium, welches er unter den Auspizien Sr. Majestät begonnen und gepflegt habe, auch im Vaterlande weiter zu wirken sich bestreben.

Gleich darauf richtete er auch ein Schreiben an seinen Freund, den Direktor von Schlichtegroll in München, worin er ihm ebenfalls von jenem „sehr schmeichelhaften“ Angebot der preußischen Regierung Mitteilung macht. Er hätte dieß, schreibt Bopp, schon früher getan, wäre ihm nicht eine Entscheidung in der Sache abzuwarten gewesen. Denn gleich nach seiner Ankunft in Berlin, da er die erste Seite seines Nalus mit neuen Sanskrittypen gedruckt gesehen, habe er von der Absicht der Regierung gehört, dort wie in Bonn eine indische und überhaupt orientalische Druckerei anzulegen, und habe ihm auch der Minister im Vertrauen gesagt, wie er geneigt sei, ihn als Professor anzustellen. Nun, da aus der Gründung einer Universität in München nichts zu werden scheine, da man, worüber er billig staunen müsse, Frank nach Würzburg versetzt, und in Erlangen Berthold und Kanne lehrten, so zweifle er, daß die eigne Regierung ihm eine passende Stelle weisen können. Er habe sich daher in seiner Supplik an den König auf die früher erteilte Erlaubnis berufen, sich in London eine Subsistenz zu begründen, weil er nicht verhehlen könne, daß er ernstlich wünsche, in Berlin zu bleiben, wegen des praktischen Wirkungskreises, den er nur an größern Universitäten erwarten könne, und wegen der Hilfe dort, seine Sammlungen zum Druck

zu befördern. Auch habe er die Aussicht zu abermaligen Reisen nach Paris und London. In anderer als wissenschaftlicher Hinsicht würde er freilich vorziehen, in Bayern fixiert zu sein. — Schließlich bat er, seine Angelegenheit, die wohl an die Akademie zu bericht käme, möglichst zu beschleunigen<sup>66</sup>.

In der tat, rascher als solches früher zu geschehen pflegte, kam dießmal die königliche Entscheidung. Schon unterm 8. Oktober erschien ein Dekret, welches die Akademie von dem Boppschen Ansuchen in kenntnis setzt und derselben eröffnet, „daß es bei der bedeutenden Unterstützung, unter welcher Wir dem Franz Bopp seine Ausbildung in dem gewählten Fache in Aussicht auf den für die inländischen Bildungsanstalten daraus erwachsenden Nutzen zu erleichtern gesucht haben, Unserer Absicht nicht entsprechen könne, denselben in auswärtige Dienste treten zu lassen“. Da Bopp hauptsächlich deshalb jene Bewilligung nachgesucht, um an einem Orte, wo er für die Wissenschaft tätig sein könne, zu leben, so solle ihm die bisher genossene Unterstützung von eintausend Gulden noch auf ein Jahr bewilligt und gestattet werden, zu seiner weitem Ausbildung in Berlin oder an einer andern Universität sich aufzuhalten, auch zu seiner Vervollkommnung im Lehrvortrag als Privatdozent Vorlesungen zu halten sich zu erbieten, ohne jedoch in einen förmlichen Dienstesverband mit einer auswärtigen Regierung zu treten, indem — so heißt es im Dekrete — „Wir uns vorbehalten, den Franz Bopp bei der ersten sich dazu ergebenden Gelegenheit zu einer seinen erworbenen Kenntnissen entsprechenden Verwendung in Unsern Landen mit einem angemessenen Gehalte einzuberufen“. — Der Akademie wurde schließlich aufgetragen, den Dr. Franz Bopp von dieser Entschließung in kenntnis zu setzen<sup>67</sup>.

Dieser hatte sichs freilich anders gedacht. Er vergaß, daß der hilfsbedürftige Gelehrte von ehemals ein anderer war oder galt als der berufene und gesuchte von jetzt, und ein anderes „Ausland“ London als Berlin. Auch ein anderes war, auf Sanskrit und Sprachforschung als auf die Rivalität deutscher Regierungen sich verstehen. — Die Entschließung der bayerischen Regierung, schrieb Bopp darauf an Windischmann, befremde ihn sehr und befriedige ihn keineswegs. Man versage ihm die Annahme der

Berliner Professur wegen der bedeutenden Unterstützungen, die er genossen, biete ihm aber keine dagegen in Bayern an, sondern bloß Hoffnung; „bei erster sich ergebender Gelegenheit“ wolle man ihn mit einem angemessenen Gehalte anstellen. Wie angemessen dieser sein werde, und wann sich wohl die erste Gelegenheit darbiete — etwa wenn ein Hebräisch lesender Professor, denen er allen ein langes Leben wünsche, mit Tod abgehe — dieses bleibe ihm zu erraten. Sein Entschluß sei nun, weil man sich doch auf die ihm verliehene Unterstützung berufe, deren Rückerstattung an die königliche Akademie der Wissenschaften anzubieten, und jetzt förmlich um seine Entlassung einzukommen, denn die Gewißheit könne er für eine ungewisse Aussicht nicht hingeben; dieß könne ihm niemand für Undankbarkeit auslegen<sup>67</sup>.

So meinte Bopp, nicht so alle ändern, und am wenigsten so seine Freunde in Bayern. Während Windischmann mit Absicht schwieg, zieh ihn Freund Merkel in Aschaffenburg offen des Undanks; er werde es noch einmal bitter bereuen, erklärte der Mann. Auch die Münchner Akademiker schwiegen gegen Bopp; sie hatten schon vor seinem Verluste gewarnt. Nur der Minister von Zentner schrieb ihm. Er habe den Wunsch gehabt, ihn für Bayern zu erhalten, und darum eine Entschließung bewirkt, welche ihm die Vorteile seines Aufenthalts in Berlin einige Zeit zu benutzen vergönnte. Seine Absicht sei, ihn künftig bei der dortigen Akademie anzustellen, wo er alle Hilfsmittel für seine Studien fände. Er selbst, der Minister dürfe dabei erwarten, daß Bopp die großmütigen Unterstützungen, die er zu seiner Ausbildung erhalten, immer in dankbarem Andenken behalten und durch einige pekuniäre Vorteile, welche ihm das Ausland anbiete, sich nicht verleiten lassen würde, edlere Beweggründe denselben aufzuopfern. — Zentner hatte die weitere Erklärung Bopps noch nicht erhalten, als er ihm dieses schrieb, ein Brief, von höchstem Wohlwollen getragen.

Indessen war sie schon eingegangen, diese weitere Erklärung Bopps, so wie er sie zuvor seinem Freunde Windischmann und mit der Eingabe auch dem Herrn von Schlichtegroll angezeigt. — Dankbaren Sinnes, schrieb Bopp in diesem seinem Gesuch an die Akademie, müsse er den neuen Beweis allerhöchster Großmut in

der bewilligten fernern Unterstützung anerkennen. Nur sei wohl unmöglich abzusehen, wie bald oder spät sich auch jene erste Gelegenheit, auf die er verwiesen, verwirklichen werde. Er erkläre sich daher bereit, die ihm aus den Fonds der Akademie zugeflossenen Unterstützungsgelder zurück zu erstatten, und bäte, ihn bei Sr. Majestät dahin zu empfehlen, daß ihm unter Berücksichtigung dieses Erbietens die allerhöchste Erlaubnis zur Annahme der angebotenen Professur erteilt werde. Hinzu fügt Bopp, daß er den König stets als den Urheber dessen ansehen werde, was er in der Wissenschaft zu leisten im stande wäre, daß es ferner „ein befreundeter Bundesstaat“ sei, der ihm eine öffentliche Lehrstelle zu bekleiden antrüge, daß die Wissenschaft nicht an die Raumgrenzen eines Vaterlandes gebunden sein könne, und alle königliche Unterstützung derselben ebenso wohl dem allgemeinen Interesse als dem besonderen der vaterländischen Bildungsanstalten gälten.

Dagegen ließ sich wenig einwenden und vielleicht eben so wenig gegen anderes was er noch in einem längern Schreiben an Schlichtegroll vorbringt, das Entgegenkommen der preußischen Regierung gegen ihn als Fremdling, welches seine Dankbarkeit nicht minder heische als die Unterstützung seiner vaterländischen Regierung. So sehr, erklärte Franz Bopp, könne er sein eignes Interesse nicht hintenansetzen, daß er um eine auf Jahresfrist beschränkte Unterstützung die feste Anstellung an der ersten Universität Deutschlands aufgebe. Die angebotene Rückerstattung werde der bayerischen Regierung ihren Grund zur Verweigerung nehmen, der preußischen einen Grund mehr abgeben, ihn rascher zu befördern. Er habe dort begründete Hoffnung, bald in die Akademie zu kommen, während ihn das bayerische Ministerium noch beinahe wie einen Schüler behandle, dem man zu seiner Ausbildung gestatte, Universitäten zu beziehen. Unmöglich auch könne ihm dieses so vorteilhafte Bedingungen gewähren wie dort, wo man für sein Fach ein Bedürfnis fühle. Er wolle natürlich lieber einem Staate dienen, der ihn zweckmäßig verwenden könne, als seinem teuern Bayern, wo seine Dienste überflüssig schienen. Auf Universitäten, wo den Studenten ihre Kollegia vorgeschrieben, sei auch für ein Fach, das nicht zu den so genannten Brodstudien gehöre, wenig Teilnahme

zu erwarten. — Endlich bat er, eine baldige Entschließung herbeizuführen, um durch Verzögerung nicht noch ein halbes Jahr Gehalt einzubüßen.

Franz Bopp hatte Zeit und Geld schätzen, Hindernisse und Schwierigkeiten aber überwinden gelernt. Diese konnten sein Wollen befestigen, aber nicht beugen. Er sah sich da einem Widerstreite gegenüber, nicht von Gefühlen in seinem Innern, wie von Dankbarkeit und Eigennutz, von Selbst- und Vaterlandsliebe, sondern von engherzigem Sonderwesen und dem freien unabhängigen Geiste seiner Wissenschaft. Mit diesem gieng sein eigener Vorteil zusammen. Und wie als Bundesgenossen, ihm zur Seite standen da die preußische Regierung und, zu ihrem Ruhme seis gesagt, die ehrenwerten Mitglieder der bayerischen Akademie.

Das Ministerium, so wurde ihm von Berlin geschrieben, habe aus seiner Vorstellung von den Schwierigkeiten Kenntnis genommen, welche seitens der bayerischen Regierung seinem beabsichtigten Eintritt in den preußischen Statsdienst entgegen gestellt würden, und zugleich ersehen, daß er seinem Wunsche, bei der dasigen Universität angestellt zu werden, getreu bleiben wolle. Hierdurch bewogen, habe es den außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am bayerischen Hofe, den Generallieutenant von Zastrow ersucht, sich angelegentlich dafür zu verwenden, daß ihm die gewünschte Entlassung erteilt werde. Der Nachricht von dem Erfolge dieser Verwendung sehe es entgegen und fordere auch ihn auf anzuzeigen, sobald auf seine Eingabe an die Akademie der Beschluß der königlich bayerischen Regierung ihm zugegangen. — Diese ihrerseits berichtete aber dem König, wie ihre philologisch-philosophische Klasse angesichts des erneuten Gesuches von Franz Bopp zu dem Entschlusse gekommen, daß es das beste sei, ihm die erbetene Bewilligung zu gewähren, vorbehaltlich seiner Rückkehr bei Gelegenheit seiner Verwendung im Vaterland. Was dann sein Anerbieten einer Rückzahlung angehe, so habe sie dieß Sr. Majestät Ermessen und Großmut zu überlassen für gut befunden<sup>68</sup>.

Ein königliches Dekret vom 16. November brachte nun in diesem Sinne die Entscheidung. „Wir erteilen demselben die Bewilligung, die ihm an der Universität zu Berlin angebotene Pro-

fessur annehmen zu dürfen, behalten Uns jedoch vor, den Bittsteller bei sich dazu ergebender Gelegenheit in Unsere Dienste zurück zu berufen.“ So der Wortlaut dieser EntschlieÙung, welche die Akademie beauftragt ward, dem Dr. Bopp mit dem Anhange zu eröffnen, es lasse der König von einer Rückvergütung der bisher aus den akademischen Fonds genossenen Unterstützung Umgang nehmen, dagegen die ihm neuerlich angewiesenen eintausend Gulden „kassieren“.

Mehr nach seinem Wunsche hätte die königliche EntschlieÙung nicht ausfallen können. So erklärt Bopp selbst in einem Dankschreiben an Schlichtegroll, indem er meint, daß auf diese Weise dem State alle Kosten erspart und seine Rückberufung ermöglicht würde. Auch auf den Minister von Altenstein und seine Räte habe die großmütige Art, wie die dortige Regierung ihm seine Entlassung erteilt, einen angenehmen Eindruck gemacht. Gleichzeitig richtet Bopp ein Schreiben an die Akademie und bittet, den Ausdruck seiner Dankbarkeit zum Trone Sr. Majestät gelangen zu lassen. „Die süÙe Hoffnung zu einer einstmaligen Zurückberufung ins teure Vaterland“, wisse er in vollem Maße zu würdigen<sup>69</sup>.

Damit schloÙ ein fünfjähriges Verhältnis Franz Bopps zur Akademie der Wissenschaften in München. Wie fünf Jahre darauf die Universität von Landshut dahin verlegt ward, da wurde auch nicht Bopp — er war seit drei Jahren bereits Mitglied der Akademie und seit Jahresfrist bereits Ordinarius an der Universität in Berlin — sondern Othmar Frank aus Würzburg wieder zurück berufen. Erst nach weiteren fünfundzwanzig Jahren, fast ein Menschenalter nach jenem Vorgang, besann sich die königlich bayerische Akademie darauf, daß auch Bopp einmal der ihrige gewesen, um ihn dann aufs neue zugleich mit August Meineke in Berlin, Hermann Bonitz in Wien und Franz Ritschl in Bonn sich anzuschließen.

## **Zweites Buch.**

Mannesalter und Wirksamkeit.



## Erstes Kapitel.

---

### Sanskritgrammatik, Texte und Wörterbuch.

(1822—1827.)

So ähnlich ist es im Leben der Menschen wie im Leben der Wörter. Die Anfänge, Jugend und Kindheit, Wachsen und Bilden sind am meisten verhohlen, am meisten veränderlich und verwunderlich, am meisten bestimmend für das spätere Sein und Gelten. Einmal mit festem Gepräge und Gehalte — oder sagen wir Inhalte — auf entsprechenden Boden versetzt, tragen sie, die Menschen und die Wörter, ihren Wert und ihre Bedeutung in sich, indefs äußerer Wandel aufhört, das Fortschreiten zu bezeichnen, ein Verlieren oder Gewinnen, Sinken oder Steigen, das was innewohnende Kraft, eigne und andre zumal erwirkt.

Der Jüngling Franz Bopp war zum Manne geworden, ein dreißiger, wie wir wissen. Er hatte seine feste und wohl gesicherte Lebensstellung erlangt. Nicht im Heimatlande, wie er gehofft, sondern im „Auslande“, wie es da hieß, in dem Preußen, das tüchtige Kräfte, woher auch immer an sich heranzog. Und äußerlich sicher gestellt, innerlich zufrieden und glücklich, konnte er nach Herzenslust arbeiten, lehren und forschen.

Lehren und forschen ist aber Gelehrtenleben, wenig, selten viel anderes. So lange nicht einer seinen Hausstand begründet, daß er seinen Hochzeitstag und etwa die Geburtstage seiner Kinder zu feiern erhält, so nicht Sorgen ihm die Ruhe benehmen, da ists höchstens, was hinzu kommt, noch einiger Umgang mit Freunden

und Genossen, ein täglicher oder nicht einmal täglicher Spaziergang, ein alljährlicher oder auch nicht einmal alljährlicher Ferienausflug. Und wie in der kleinen so oder noch mehr so in der größern Universitätsstadt.

Das Berlin der zwanziger Jahre war aber nicht das von vor dreißig Jahren, viel weniger das von heutzutage. Bei weitem nicht; nicht in Häusern, Straßen und Plätzen und nicht in der Art der Leute, ihrem Sinnen und Treiben. Oeffentliches Leben hieß öffentliches belustigen, nicht politisches, weder im Reden noch im Handeln. Denn über die Freiheitskämpfer und ihre Begeisterung war ein Rückschlag und ein Erkalten gekommen, das ihr Hoffen und Vertrauen niedergeworfen, das allen kühnen Mut gebrochen und alles frische Aufstreben hatte erstarren machen, eine drückende Erniedrigung anstatt der frühern Erhebung.

Man hat sie vielfach geschildert, diese Zeit und ihren Druck, wie er damals empfunden, wie er vornehmlich in hauptstädtischen Kreisen empfunden und ertragen ward. Unser Erfahren, Geschichte und Entwicklung haben uns doch vieles anders, größer und tiefer auffassen gelehrt. Sie haben uns das „Schöne und Gute“, was da in der bessern Gesellschaft, in Verbindungen und Vereinen, in Kreisen und Kränzchen, bei Männern und Frauen gepflegt ward, nicht mehr als bloßen „Ersatz und Behelf“ für sonst gefährliches und verpöntes ansehen, den Goethekult und alle Romantik jener Zeit viel weniger kleinlich und gering, viel mehr innerlich begründet, heilsam und fruchtbringend erachten lassen. Die Geister, welche man gerufen, konnte und wollte man nicht bannen. In den Schulen war der Unterricht, das Wort der Lehre größter und namhaftester Männer unverkümmert. Und keinerlei „Beschlüsse“ verlegten den aufkommenden Wissenschaften und Künsten ihren Weg zur Erziehung des Volkes, zu dem allmählich aber sicher, langsam aber stetig erstarkenden Bewußtsein seiner Einheit und Macht.

In allem diesem finden wir Sanskrit und Vergleichende Grammatik, auch Indische Sprache und Weisheit nur wenig genannt, begegnen wir auch nur ein oder ein andermal noch dem Namen Franz Bopp.

So war das Wesen dieses Mannes gediehen, daß er auch Gefühl für alles schöne und gute warm im Herzen hegte, aber dieses nicht über sich herr werden ließ. Er liebte seine Freunde und schätzte und wahrte echte Freundschaft; er liebte seine Familie, alle seine Angehörigen, und kümmerte sich um alles was sie anging, um ihre Gesundheit und ihr Fortkommen, um was zur Zeit das Malter Korn oder Haber galt, wie sich der Weinstock anließ, wieviel sein Vater schrieb, daß sie „Wein gemacht“, wie hoch der heurige verkauft ward; er liebte wie keiner mehr sein Heimatland. Auch war ihm herzlich bedacht, was er damals verschiedene mal und an verschiedene schrieb, wie er wohl um alles andern willen sein Bayern lieber gehabt, aber Preußen vorgezogen wegen dessen ungleich besserer Pflege und größerer Achtung und Förderung der Wissenschaft. Denn dieser gehörte, nachdem er seine Jugendromantik überwunden, sein nüchternes Denken, sein unermüdliches Arbeiten, sein ganzes Leben.

Das Wintersemester 1821/22 hatte bereits begonnen; es war, wie wir sahen, über Mitte November geworden, bis er sein Anstellungsdekret erhalten. Nun saß er in einem der Häuser der „Letzten Straße“ — es ist die, welche mit den Linden parallel gehend, später Hinter- und jetzt Dorotheenstraße heißt — und tat was ein angehender Dozent eben zu tun hat, seine Vorlesungen zurecht bringen. Inzwischen schreibt er an seine Familie und seine Freunde.

Sein Vater hat ihm zugleich auf zwei solcher Briefe geantwortet. „Im ersten — heißt es — hast Du noch großen Kampf zu bestehen. Du spieltest aber eine große und wichtige Rolle, wobei Du siegtest.“ Und auf den andern dann nach einigem: „die entlassene Rückerstattung ist sehr großmütig von Bayern; und doch noch offener Weg dahin. Jetzt, liebster Sohn, gratuliere ich Dir herzlich, daß Du einmal gewisses und sicheres Brod habest. . . hoffentlich wirst Du bis izt (der Brief ist vom 9. Dezember) auch dekretiert sein und Bezahlung erhalten. Gott gebe, daß Du Gunst in Deinem Dienst und bei der gelehrten Welt Achtung erhaltest, auch viel willfährige Schüler erhaltest um Deine Wissenschaft ans Licht zu bringen<sup>14</sup>. — Besser, treffender — wir huben nur das hierher gehörige heraus — hätte der ehrsame Alte nicht schreiben können.

Nach seinem Vater und seinen Geschwistern stand Freund Windischmann dem Herzen Franz Bopp am nächsten. — Wir haben das Schriftstück nicht, worin er ihm seine Anstellung anzeigt, obgleich wir wohl sonst den ganzen Briefwechsel besitzen. Die Antwort, aus dem nächsten Jahresanfang, ist ein merkwürdiges Schreiben. — Windischmann war fromm und gottselig, glaubte an Wunder- und Gnadenwirkung, die er an sich, damals durch wieder erlangte Sehkraft erfahren. Er bekennt sich dazu, „möge dieß nun“, wie er sagt, „dem Geiste dieses Zeitalters gefallen oder nicht“, und er will es auch öffentlich in einer Schrift bezeugen, worin er sich bestrebt, „den dämonischen Leichtsinn und die Verkehrtheit der jetzigen Philosophie und Medizin aufzudecken“. Hier nur soviel, um darzutun, wie die beiden, Lehrer und Schüler bei aller Liebe und Treue doch in tiefinnerlichem und ungewollt weiter und weiter von einander entfernt geraten.

Ueber seine Anstellung in Berlin, bemerkte Windischmann, wie er sie wohl vermutet. Daß er ihm aber über die ganze Sache nicht eher als jetzt geschrieben, nachdem sie abgetan, würde Bopp wohl aus dem Verhältnis begreifen, in welchem er selbst zu seiner Verpflichtung an Bayern gestanden. Besorgt um ihn, wie er gewesen, ohne ihm raten und helfen zu können, sei er nun froh, daß man ihn von bayerischer Seite so sehr „honett“ behandelt und ihm „die Türe offen“ lasse, die er ja nicht sich zuzuschließen bitte. „Denn es könnten Tage kommen,“ sagt Windischmann, „wo es Ihnen in B. nicht mehr behagen dürfte, wie ich dergleichen ja auch hier schon in vollem Maß erlebt habe. Dann ist es gut, an einen Ort nicht gebunden zu sein. Uebrigens wünsche ich Ihnen von Herzen die Freude und Lust der Arbeit, das Gelingen guter und erfreulicher Werke und sorgfältige Bewahrung des Seelenheils, welches an einem Ort, wo die meisten vom Dünkel und von der Eitelkeit leben, und wo der religiösen Verirrungen und feinsten Irrtümer so viele sind, wohl ernstlich gefährdet werden kann.“ Dabei hofft er, den andern in den Ferien bei sich zu sehen, und verheißt ihm auch nächstens einen Brief von Schlegel, der — so sagt Windischmann — „einigermaßen frappiert war über Ihre Anstellung“<sup>2</sup>.

An Schlegel hatte Franz Bopp etwa im September geschrieben. Er hatte ihm für sein „Indisches Spezimen“ gedankt, die so baldige Vollendung der Typen, daran er nur wenig auszustellen gefunden. Auch freute ihn, was er von Humboldt gehört, seine Absicht, das Râmâyana herauszugeben. Endlich erzählt er ihm von dem Antrage der preußischen Regierung und wie sie vielleicht bald Landsleute würden<sup>3</sup>.

Wollte nun Schlegel lieber selbst nach dem „gefährlichen“ Berlin? Oder, wenn dieß nicht, daß ihm wenigstens, wie Windischmann später meinte, die Aussicht dahin zu kommen unbenommen bleibe? Genug, er ärgerte sich; die Tatsache, daß man den jüngeren, einen „Emporkömmling“ ihm, dem namhaften stolzen Patrizier vorgezogen, war ihm bitter; und dazu kam noch anderes, ihn gegen den Freund und Genossen aufzureizen. Hatte er doch auch seine Indische Bibliothek, das zweite und dritte Heft dieser Zeitschrift, noch immer nicht gebührend angezeigt. Und dann wollte er sogar bald schon einen Abguß der indischen Typen auch in Berlin haben, welche er selbst, freilich auf Regierungskosten, in Paris hatte anfertigen lassen; Bopp wollte die Typen am Ende wohl noch früher als er gebrauchen. Daher sein Zorn, daher auch kein Brief Schlegels sondern Windischmanns wieder, den er zur Vermittelung aufgerufen. „Es sei ihm leid“, heißt darin, „wenn er mit Ihnen (mit Bopp) in Streit geraten sollte; aber auch diesen brauche er nicht zu scheuen“ u. s. w.

Dem guten Windischmann war solches Misverhältnis herzlich unangenehm. Er bittet Bopp, als jüngerer zu bedenken, wie es schön sei, „dem ältern und manchfaltig verdienten Manne die Ehre zu geben“. Was Freund Schlegel zu sagen, habe er ihm alles gesagt, auch wegen seines kavalieren Benehmens in Paris u. dergl., habe ihm auch „die Eitelkeit und Glanzsucht genugsam gerügt“. Auch selbst recht wohl zu fühlen, erklärt Windischmann, was jenen „am tiefsten verletzt, die ihm genomene Aussicht, nach Berlin zu kommen“. Dennoch bäte er, den kleinen Groll gegen Schlegel, den Bopp selbst durch Vorenthaltung seines Nalus zu erkennen gegeben, ganz fahren zu lassen, und ihm, dem Vermittler, „eine freundliche Erklärung“ für jenen zu schreiben. Daß derselbe indessen für den

Typenabguß nach Berlin sobald als möglich durch Einsendung der Matrizen sorgen müsse, habe er ihm schon dringend genug gemacht.

Das wars was Bopp begehrte und durch seine Regierung verlangen konnte und mußte, ob mit oder ohne Schlegels Gefallen. Wir besitzen auch einen Brief Bopps an Schlegel aus dem Juli dieses Jahres, worin er ihm aufs höflichste die Absendung seiner Rezension der beiden Hefte der „Bibliothek“ (nach Göttingen) anzeigt und die Hoffnung ausspricht, es würde der Typenguß in Berlin gut von statten gehen<sup>4</sup>. Schwerlich aber hat sich Bopp zu jener erbetenen Erklärung herbeigelassen. Wir finden nur, daß der briefliche Verkehr zwischen den beiden ein paar Jahre lang still gestanden.

Wir haben dafür einen andern, viel mehr ansprechenden, den mit den beiden Burnouf, Vater und Sohn. — Franz Bopp verkehrte in Paris im Hause des ältern Burnouf, Jean Louis, des Lycealprofessors, eines Mannes, der wie er selbst und viel mehr als er selbst aus dürftigen Verhältnissen sich empor gerungen und ein vorzüglicher Lehrer der klassischen Philologie und Grammatik geworden. Schon ein vierziger saß er zu füßen de Chézys, um noch Sanskrit zu lernen. So begreift sichs, wie er an dem Wesen und Streben des jungen Deutschen Gefallen fand und lebhaften anteil nahm an seinen Forschungen und Entdeckungen. Die Freundschaft des Vaters gieng auf den Sohn über, den nachmals und noch immer hoch geschätzten Eugène Burnouf. Der war auch schon Jurist, als er Schüler de Chézys ward, dann aber seinen eignen Weg gieng, welcher ihn zur Mitarbeiterschaft mit Franz Bopp, zu ganz besonderem Fleiße, ganz besonderem Verdienst und Ruhm geführt<sup>5</sup>.

Der ältere Burnouf, der Lycealprofessor hatte Bopps Konjugationssystem ins französische zu übersetzen übernommen, und in einem Briefe von München aus (Sept. 1820) fragt dieser nach dem Erscheinen der Uebersetzung. Die Sache des Sanskrit werde ohne Zweifel in den Augen der Hellenisten durch die Bemerkungen viel gewinnen, welche jener bei seiner ausgedehnten Kenntniss des Griechischen und Lateinischen gewiß zahlreich hinzuzufügen fände. Und in einem andern Briefe von Berlin aus — die Briefe sind französisch geschrieben — fragt er ihn wieder darnach und ob er noch immer die Absicht habe, seine Sprachvergleichungen französisch

heraus zu geben und mit eigenen Anmerkungen zu begleiten. Er erzählt ihm, wie Wilhelm von Humboldt, der Bruder des Alexander, mit größtem Eifer Sanskrit treibe und bereits eine tüchtige Kenntnis darin erlangt habe; wie er selbst zuweilen Sanskrittexte mit ihm lese und daher seine raschen Fortschritte beurteilen könne; wie nun auch endlich sein Los entschieden und er zum Professor an der Universität in Berlin ernannt sei und Aussicht habe, auch bald Mitglied der Akademie dort zu werden. Das Interesse für Sanskrit wachse in Deutschland zusehends, was ihn ermuntere, seine Textauszüge weiter heraus zu geben, sobald nur auch die Typen dort seien, welche Schlegel in Paris habe anfertigen lassen. Nach Neujahr, schreibt Bopp, werde er einen Lehrkursus über Sanskritsprache und Literatur eröffnen.

Hierauf ein Schreiben Burnoufs vom August dieses Jahres — ein früheres nach München gerichtetes hatte Bopp schon in Göttingen erhalten. Langwieriges Leiden, entschuldigt sich der Schreiber, hemme seine Tätigkeit, so daß er kaum seiner Lehrpflicht am Collège de France und Louis le grand — Burnouf hatte beide seit 1817 — genüge tun könne. Dennoch habe er seine Absicht, die Schriften Bopps über Sanskrit, die deutsche und englische, mit eignen Anmerkungen ins französische zu bringen, nicht aufgegeben. Sein Sohn, der schon erkleckliche Fortschritte im Sanskrit gemacht, solle ihm bald wirksam dabei helfen. Nur möge jener ihm seine weitem Beobachtungen nicht vorenthalten, auch nicht die Lässigkeit nachtragen; er wolle künftig pünktlicher antworten<sup>6</sup>.

Die noch wiederholt versprochene Uebersetzung ist unseres Wissens nie zu stande gekommen. Ueberholende Fortschritte einer, überhäufte Arbeiten andererseits machten das Vorhaben zurücktreten. Aber ein reger wissenschaftlicher und freundschaftlicher Verkehr zwischen den Burnouf und Bopp blieb dauernd bestehen.

Wir sind mit diesem Briefwechsel der Zeit und Wirksamkeit Franz Bopps voraus gegangen. Nach Neujahr, so sahen wir aus seinem Briefe an Burnouf, wollte er seine erste Vorlesung über Sprache und Literatur des Sanskrit beginnen. Das heißt, er wollte seine Zuhörer in eine erste Kenntnis von der Sprache und von

der Literatur der alten Inder einführen, soweit er sie durch eigene und anderer Forschung erlangt, soweit solches in den paar übrigen Monaten des Wintersemesters tunlich erschien.

„Du meldest in Deinem Briefe nicht, ob Du viel Zuhörer in Deinem Kolleg habest und nichts von weiterer Zufriedenheit“, schrieb ihm sein Vater nach Ablauf dieses ersten Semesters. Auch wir haben nichts gewisses mehr darüber. Nur annehmen dürfen wir, daß mit etlichen Studenten auch Leute „reifern Alters“ kamen, den neuen Professor und seine neue Wissenschaft zu hören. Und annehmen läßt sich, daß Franz Bopp seinen eigentlichen Lehrkursus des Sanskrit erst mit anfang des Sommersemesters begonnen.

In dieser Hinsicht mußte er dann auch für seine Schüler den gleichen Mangel empfinden, den er selbst als Anfänger schwer erfahren. Die nötigen Hilfsmittel fehlten, die nötigen drei, eine Grammatik, Texte und Wörterbuch. Und diesem Mangel abzuhelpfen war die Aufgabe des berufenen Lehrers, und wie er sie erfüllt und fortdauernd besser zu erfüllen bestrebt war, das ist schon früher einmal wie eine Periodenfolge im Leben und Leisten Franz Bopps angesehen worden<sup>7</sup>.

Seit drei Jahren, wissen wir, war ein größeres Wörterbuch vorhanden, das erste „auf europäischen Fuß“ gestellte, alphabetische Wörterbuch der Sanskritsprache: H. H. Wilson, A Dictionary, Sanscrit and English, Calcutta 1819. Das war hergestellt, „übersetzt, verbessert und erweitert“, wie es heißt, nach einer Zusammentragung, welche einheimische Gelehrte im Auftrag der englischen Regierung für die Schule von Fort William gemacht und 1809 bereits vollendet hatten. Wilsons Umarbeitung war dagegen ein bedeutender Fortschritt. Wie einen solchen, wie „ein entscheidendes Ereignis“ im Sanskritstudium hatte es denn auch A. W. Schlegel und ebenso Franz Bopp begrüßt und anerkannt. Aber auch seine Mängel blieben nicht verhohlen, nicht sowohl nur an Wörtern, die da bei aller Fülle fehlten, als vielmehr in der Art, wie Wortformen und Bedeutungen unwissenschaftlich gegeben waren. Da war keine Gruppierung des zusammen gehörigen, des einfachen zu dem abgeleiteten und zusammengesetzten in den Formen, keine

Abfolge in den verschiedensten Bedeutungsangaben eines und desselben Wortes von einer Grundbedeutung; da waren keine Belege und anderes sonst<sup>8</sup>. Aber der größte Fehler war die geringe Auflage des Werkes, sein daher überaus hoher Preis, daß es kaum die Bibliotheken alle haben und anschaffen konnten, geschweige denn ein nicht sehr reicher oder gar armer Student.

Auch Texte, muß man sagen, waren nun schon vorhanden, abgesehen von älteren Hitopadeça- und Rāmāyana-Ausgaben, eine von jenem selben Wilson, Meghadūta, der „Wolkenbote“ des Kālidāsa, Kalkutta 1813, und abgesehen von allem diesen Bopps Nalus vom Jahre 1819. Erklärermaßen war diese Ausgabe mit ihrer wörtlichen lateinischen Uebersetzung auch besonders für den Selbstunterricht berechnet. Und eben jetzt, wie wir aus einem Briefe wissen, war der Herausgeber auch mit einer deutschen Uebersetzung beschäftigt, mit Anmerkungen, die Schlegelsche Rezension möglichst berücksichtigend. — „Der Mahābhārat — so schreibt er in eben dem Briefe an Windischmann — hält mich noch immer zu fest umschlungen. So lange ich nicht meine beträchtlichen Sammlungen dieses gigantischen Epos herausgegeben habe, bin ich zu etwas anderem nicht wohl zu brauchen“. — Sicherlich, Franz Bopp dachte an seine Schüler, die es waren und es werden wollten. Nachmals hatte er diesen wohl in Umschrift gedruckte Blätter in die Hand gegeben. Damals aber ruhte er nicht, bis er auch in Berlin seine Sanskrittypen hatte, um seine Texte in der Urschrift heraus zu geben.

Und noch viel mehr dieß um des dritten, um der Grammatik willen. Denn was hatte man hier, abgesehen von jenen ältesten nach indischem Diktat abgefaßten englischen Lehrbüchern, abgesehen von Othmar Franks schon „abgetaner“ Chrestomathie mit ihren grammatischen Tabellen, von eines Yates neuerem aber sogar „zurückgewichenem“, so ganz „verfehltem“ Versuche, und was mit allem diesem, um es einem Sanskritschüler lehr- und hilfreich in die Hand zu geben? — Vielleicht noch Forsters „Versuch“, in lauter Tabellen abgefaßt, um den Schüler „die über siebentausend Regeln mit je über vierzig Ausnahmen“ zu ersparen? Man kann diese unglückliche Art und Auffassung aus einer Anzeige in den Heidel-

berger Jahrbüchern vom Jahre 1818 kennen lernen, kann, was wohl noch mehr reizt, daraus den damaligen Standpunkt Franz Bopps selbst kennen lernen, der diese Anzeige als seine zweite Publikation geschrieben<sup>9</sup>. Genug, diesem Mangel galt es abzuhelpfen, so bald und so gut als möglich. — „Nach den Ferien — so lesen wir zum dritten in jenem Briefe an Windischmann vom Juli 1823 — nach den Ferien wird auch der Druck meiner Sanskrit-Grammatik beginnen. Ich habe sie deutsch geschrieben, um den möglichsten Grad der Deutlichkeit und Leichtigkeit erreichen zu können. Diese Arbeit, wovon das wichtigste bereits vollendet, war mir ein wahres Vergnügen, weil nach dem was die Engländer geleistet, noch ungemein viel an einer natürlichen, klaren und vollständigen Entfaltung des Baues der Sprache zu tun übrig blieb. Ich konnte mich also überall frei und selbständig bewegen, ohne etwa nur mit weniger Veränderung und Umgestaltung das vorhandene wieder zu geben<sup>10</sup>“.

So wissen wir nun, was Bopp in diesen Jahren getan. Er arbeitete für seine Schüler, für solche, die es bei ihm unmittelbar waren, und für solche, wie gesagt, die es bei ihm oder andern, unmittelbar oder mittelbar, wurden. Und dieses Arbeiten war ihm selbst eine Freude und warb ihm Schüler und Freunde, auch fern draußen. Das wars was ihm auch der ältere Burnouf damals sagte. Bopp hatte nämlich auch ihm schon anfang Winters 1822 von seiner eifrigen Beschäftigung mit einer Sanskrit-Grammatik gesprochen, die er bald zu vollenden und heraus zu geben gedenke, sobald die nötigen Typen fertig seien. „Wir erwarten Ihre Grammatik“, antwortete jener, „mit der lebhaftesten Ungeduld, um so mehr als seine schlechte Gesundheit es dem Chézy bisher nicht gestattet, eine solche heraus zu geben. Unzweifelhaft wird das Erscheinen der Ihrigen hier größte Freude machen und die Anzahl der Liebhaber vermehren, deren leider in Frankreich nicht so viele sind als in Deutschland.“ — Letzteres, weil Bopp ihm wiederholt geschrieben, daß man in Deutschland schon das Sanskritstudium sehr zu würdigen und seine Bedeutung für die Metaphysik der Sprachen anzuerkennen wisse. Der Minister von Humboldt, war hinzu bemerkt, betreibe dieß mit größtem Eifer und dürfe schon als Kenner angesehen werden<sup>11</sup>.

Der war auch, nächst Schlegel, sein erster und vornehmster Schüler geworden, sein aufrichtiger Verehrer und Freund. In seinen Briefen an Bopp aus diesen Jahren — und wir haben leider fast ausschließlich nur noch solche, Briefe Humboldts an Bopp — ist ein ständiges Fragen und Erkundigen bei dem Meister, ein ständiges Einholen von Erklärungen schwieriger Stellen, ein Vorlegen von Ansichten und Gegenansichten über grammatische Formen und Verbindungen. Und die Briefe kommen öfter und werden länger, je mehr und länger der Schreiber von Berlin abwesend, auf seinem Gute Burgörner weilte und da täglich seine Stücke Hitopadeça, Râmâyana, seine Seiten Nalus oder wie nachmals aus Schlegels Bhagavadgîtâ durchnahm<sup>12</sup>.

In seinen Kollegien waren die Zuhörer, wie sich denken läßt, nicht gerade zahlreich. Bopp las Sanskrit, auch Gotisch, das andere Sanskrit, in den ersten Jahren, als Professor der orientalischen Sprachen, auch arabische und persische Grammatik. — Gewiß waren da manche, die nur zu versuchen, zu naschen kamen — etwa wie Heinrich Heine, dessen bekanntes Distichon vom König Viçvâmitra hier vielleicht sein ganzes Lernen umfaßt — andere dagegen, die auch treu mit Fleiß und Eifer aushielten. Und unter diesen waren, die sich auszeichneten, die bald als Mitarbeiter oder Gesellen des Meisters auftraten, daß wir sie mit Namen dann nennen und ehren müssen.

Solchen aber, seinen Schülern überhaupt, war Bopp nicht nur Lehrer, sondern auch Berater, auch Freund. Für sie hatte er immer Zeit, bei allem Arbeitsdrange immer sein lehr- und liebreiches Wort. Das war so sein Wesen, nicht sowohl ein höfliches als vielmehr ein „höfisches“, wie man es bei den Humboldt, bei einem August Boeckh, in der „guten alten Zeit“ wohl noch mehrfach gesehen.

Um seiner Schüler und der Förderung des Sanskritstudiums willen hatte Bopp die Fortführung seiner analytischen Sprachvergleichungen etwas ruhen lassen, wie er sagt, und nur gelegentlich (in seinen Artikeln für die Göttingische Gelehrte Anzeigen) einiges weiter angemerkt. Da hatte er (1822) bei Gelegenheit seiner Anzeige von Aufsätzen der Indischen Bibliothek, besonders des vom

Herausgeber angekündigten *Etymologicum novum*, zuerst auch das Altpreußische, Lettische und Litauische vergleichend herangezogen. Er macht auf Pronominalformen aufmerksam, welche sich in diesen Sprachen in merkwürdiger Uebereinstimmung mit der asiatischen Schwestersprache, dem Sanskrit, befinden, auf ein gleiches hinsichtlich erster Dual- und Pluralendungen bei Verben u. a.<sup>13</sup> — Auch in seinem freundschaftlichen Verkehr mit Humboldt, in ihrem Briefwechsel ist sprachvergleichendes oder historisch grammatisches vielfach weiter behandelt worden. So die Frage über die Verbalformen (auf *-tvá* und *-ya*) im Sanskrit, welche auch nicht nur die Grammatik dieser einen sondern die der verwandten Sprachen überhaupt angeht, welche in den Briefen im allgemeinen und besonderen viel erörtert, und welche von Humboldt endlich in einem Aufsätze der Indischen Bibliothek (1822/23) gegen die Ansicht des Herausgebers und die älteren Grammatiker, aber im Einklang mit der Boppschen Anschauung endgiltig zu gunsten nicht von Partizipial- sondern von Gerundialbedeutung entschieden ward<sup>14</sup>.

Da lesen wir nun in einem dieser Briefe Humboldts an Bopp (anf. Juli 1822) was folgt. „Zuerst freut es mich ungemein, daß die Wahl zum ordentlichen Mitgliede der Akademie Ew. Wohlgeboren angenehm gewesen ist. Der Vorschlag und die Klassenwahl wurden noch bei meiner Anwesenheit in Berlin gemacht, und insofern wünsche ich mir Glück, daß ich noch habe mit dazu beitragen können. Indefs war die Ueberzeugung, daß die Akademie damit sich selbst den größten Gewinn verschaffte, so allgemein, daß es darum meiner Stimme nicht bedurft haben würde. Vorzüglich lieb ist mir, daß wir nun dadurch noch gewisser sind, Sie in Berlin bei uns zu behalten<sup>15</sup>.“ — Wir wissen was Franz Bopp nach Jahresfrist an Windischmann schrieb, nachdem er im Herbst zuvor in seiner rheinischen Heimat und auch bei dem alten Freunde in Bonn gewesen. „In Berlin gefällt es mir immer mehr und mehr; ich fühle wenig Verlangen, es je wieder zu verlassen, glaube auch nicht, daß es dazu kommen wird.“ — Der außerordentliche Professor war früher als es ihn seine Regierung hatte hoffen lassen, ordentliches Mitglied der Akademie ge-

worden. Seine Wissenschaft durfte sich der höchsten Achtung und Anerkennung freuen.

Schon im nächsten Jahre las Bopp in der Akademie eine Abhandlung über die „Vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der mit ihm verwandten Sprachen“. Er hatte neben den früher verglichenen Sprachen auch die vorhin genannten, das Lettische, Litanische und Alt-Preußische, auch das Slawische aufgenommen. Und seine Abhandlung, erzählt er, „hat Teilnahme gefunden und ist zur öffentlichen Vorlesung in der Leibnitzischen Sitzung gewählt worden“<sup>16</sup>. Jahr für Jahr brachte unter jenem allgemeinen Titel eine weitere Abteilung, die Rüst- und Baustücke seines spätern größten Werkes. — Wir wollen davon noch absehen, um in diesen Jahren weniger dem Gelehrten als dem Lehrer des Sanskrit unsre Beachtung zuzuwenden.

Der Sanskrittypenguß dauerte länger als erwartet und wäre vielleicht in Paris, wie Bopp meinte, eher zu stande gekommen. Endlich, im Herbst 1823, war er fertig, druckfertig aber auch ein Teil der Grammatik und der Textsammlung, und beides konnte gleichzeitig unter die Presse gelangen. — Bemerkt sei nur, wie zuerst allein eine größere Gattung Typen und später dann auch eine kleinere für Notensatz hergestellt ward, welche für einen Teil der Grammatik noch benutzt werden konnte. Von beiden wurde nachher auch ein entsprechendes Quantum für die Asiatische Gesellschaft in Paris angefertigt. Die Regierung hatte dieß bereitwillig zugestanden, und Franz Bopp hatte nach allem die Besorgung übernommen, und wie einzelnes über den Schnitt der Charaktere in spätern Briefen A. W. Schlegels, so ist ein gehöriges über diese Uebermachung in denen Abel de Rémusat's zu lesen<sup>17</sup>.

Sei es nun, daß er daran festhielt, vor allem mit seiner „Sammlung“ aufzuräumen; sei es, daß ihm dieß dienlicher oder für den ersten Satz leichter erschien, sei es endlich, daß ihm besonders daran lag, für seine Grammatik, zum teil wenigstens, auch noch den kleinern Typendruck oder Notensatz zu haben; Bopp brachte zuerst wieder eine Textausgabe — Indralokâgamaññ, Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel, nebst andern Episoden des

Mahâ-Bhârata (Berlin. Gedruckt in der Druckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften) — 1824.

Das war, wie es auch auf dem Titel heißt, „in der Ursprache zum erstenmal herausgegeben, metrisch übersetzt und mit kritischen Anmerkungen versehen“ — das erste was in der Druckerei der königl. Akademie, das erste in dieser Art, aber sonst auch nicht das erste, was nach dem Nalus erschienen. Im Jahr zuvor war ein Stück Hitopadeça, die Einleitung mit zwei Fabeln, heraus gekommen. Und Bopp hatte die kleine Ausgabe als „zur Förderung eines erst auflebenden und noch mancher Hilfsmittel bedürftenden Studiums“ freundlich begrüßt<sup>18</sup>. — Er selbst hatte früher, 1821, einige Blätter aus dem Fabelbuche an Humboldt geschickt, bei welchem uns damals auch der Name jenes Herausgebers zuerst genannt wird. Wir lesen da von einem Wilken, „der Sanskrit getrieben“, und „lange wieder davon abgekommen“, von einem Link, der davon „nicht eigentlich fait (gebrauch) mache“, und von einem Bernstein, „und außer diesen dreien und mir“, heißt im Briefe, „mag niemand hier nur lesen können“. Der zuletzt genannte war im selben Jahre Professor der orientalischen Sprachen in Breslau geworden, und dieser, D. G. H. Bernstein, hatte den Hitopadeça-Auszug nach einer Londoner Ausgabe für seine Schüler zunächst abdrucken, d. h. lithographieren lassen. — Humboldt meinte, „das äußere könnte nicht angenehmer sein; es dürfte selbst Schlegels Neid erwecken“<sup>19</sup>.

Schlegel hatte auch die „Sauberkeit und Eleganz“ dieser Blätter anerkannt, aber doch wohl recht, wenn er die Lithographie „immer nur einen mühseligen Notbehelf“ hieß. Er sollte aber auch darin recht behalten, daß er mit seinem gedruckten zuerst kam. Noch im Jahre 1823 erschien seine Bhagavad-Gîtâ, „das göttliche Lied“, wie er sie hieß, das bekannte theosophische Gedicht aus dem Mahâ-Bhârata. — Wir wissen, daß dieses Stück das erste aller Sanskrit-Editionen, das erste Sanskrit-Studium auch unsers Bopp gewesen, und daß dieser schon damals eine Text- und Uebersetzungsausgabe geplant hatte. Er gab nun bald in den Göttingischen Anzeigen eine Rezension des Schlegelschen Werkes, lobte „den rastlosen Eifer“ des Herausgebers, seine Wohlüberlegt-

heit, „auch die typographische Korrektheit“ in der Textwiedergabe, seine möglichst treue, „in vielfacher Hinsicht das Gepräge der Vollkommenheit“ tragende lateinische Uebersetzung, hatte in beidem auch nur wenig auszusetzen, kurz, er zollte dem Verdienste des Kollegen seine neid- und rückhaltloseste Anerkennung. — „Ich dünkte, Schlegel müßte sehr zufrieden damit sein“, schrieb Humboldt<sup>20</sup>. — Am Schlusse seiner Anzeige erwähnte dann Bopp, daß „bereits eine Sammlung auserlesener Episoden des Mahābhārata in Berlin gedruckt und auch eine Grammatik der Sanskrita-Sprache unter der Presse“ sei.

Wie Schlegel mit seiner Bhagavadgītā so tat Bopp mit seiner Ausgabe von M. Bhārata-Episoden. Dankbar widmete er dieses erste Erzeugnis der neuen Sanskritdruckerei dem willfährigen Begünstiger ihrer Herstellung, dem Staatsminister Freiherrn Stein von Altenstein, „dem großmütigen Beförderer der Wissenschaften“. — Dann erzählt er uns in seiner Vorrede von dem Mahābhārata, dem größten Gedicht, „welches irgend ein Volk aufzuweisen“, von seinem Namen und Inhalt, und wie er, was schon früher gesagt, das Durchlesen dieses Epos unternommen, und seine Auszüge daraus „nun nach und nach an das Licht treten sollen“. Er gibt uns die Stellen an, wo sich die mitgetheilten Episoden finden, und ihren Zusammenhang mit dem ganzen des Epos. Zuerst die drei letzten Stücke dieser Ausgabe, „Hidimbas Tod, des Brahmanen Wehklage, Sundas und Upasundas“, wie die Ueberschriften einzeln lauten, und dann das erste, wonach das Buch kurz genannt ist, „Ardschunas Himmelsreise“. — Auf Einzelheiten dieser Darlegung brauchen wir hier nicht einzugehen. Nur bemerkt sei, daß der deutschen metrischen Uebersetzung jener Stücke auch solche eines Bruchstücks aus Nalas und Damayanti, der neunte bis dreizehnte Gesang angefügt war. Ueber das Metrum aber, dem sich bei seiner Freiheit auch unser Deutsch leidlich fügt, über seine Schreibung indischer Namen und indischer Wörter überhaupt, über die Handschriften endlich, die er beim Abschreiben und Vergleichen des Textes benutzt, war ebenfalls in der Vorrede Auskunft gegeben. — Man hatte in Bopps Ausgabe, und dieß zum Unterschiede von der vorausgehenden Schlegelschen, etwas neues, bisher

unbekanntes der altindischen Sagenliteratur und, das gab sich auch in äußerem durch die Worttrennung zu erkennen, ein treffliches Lesebuch für angehende Sanskritschüler<sup>21</sup>.

Nun war es an Schlegel das Werk seines Kollegen anzuzeigen und gebührend zu würdigen. — Er schrieb ihm einen Brief, worin er ihm für die Uebersendung der Episoden bestens dankt und Glück wünscht zu der gelungenen Unternehmung. Auch der Berliner Typenguß sei „vollkommen gelungen“, nur daß einige Einzelheiten vielleicht nicht beobachtet worden; er habe überhaupt Lust, „noch einiges an dieser Schrift zu verbessern und zu vervollständigen“. Und darüber, über Schrift, Satz, Druck, verbreitet sich seine Zuschrift. Um über anderes, die „viele schwierige und dunkle Stellen“, wovon Bopp bei seiner Zusendung gesprochen, um, wie Schlegel sagt, „über Ihre Auslegungen und den Inhalt Ihrer Anmerkungen etwas bedeutendes sagen zu können“, müßte ich mehr gelesen haben. Nur die allgemeine Bemerkung solle ihm jener erlauben, „daß Sie — heißt es — zu schüchtern in der Konjektural-Kritik und dadurch mit der Auslegung ins Gedränge kommen“ — ein wunderlicher Vorwurf, fürwahr, und so gar allgemein gehalten. — Das Schreiben ist höflich, vornehm, aber wie der Schreiber selbst sagt „geringen Inhalts“. Er hatte anderes zu tun, „dringende Geschäfte“, wie er erklärt, hatte, wie wir uns dazu erklären, auch noch immer mit seiner Bhagavadgîtâ zu schaffen, denn er mußte für seinen Teil den Zurechtweisungen eines Hrn. Langlois im (Pariser Asiatischen Journal), einem freilich billig zu überkommenden Gegner begegnen<sup>22</sup>.

Anders, wie der ältere Burnouf die Gabe verdankt. „Das ist ein neuer Dienst, den Sie den Indischen Studien leisten, um welche Sie sich schon so wohl verdient gemacht haben.“ Dieß Werk, sagt Burnouf, würde ihm selbst, aber noch viel mehr seinem Sohne nützlich sein, der für das Sanskrit mehr Zeit habe, der auch für einige besondere Belehrung (die Beantwortung einiger beigelegter Fragen) sehr dankbar sein würde. Derselbe wolle auch die lang versprochene Uebersetzung vollenden, wozu er selbst zu seinem Leidwesen noch immer nicht gekommen. So geht das Schreiben fort, mit weiterm Dank, weiterer Anerkennung u. ä.<sup>23</sup>

Und noch anders, wie Wilhelm von Humboldt in einem Briefe aus Ottmachau seinen Dank sagt. „Ich habe mit dem größten Interesse und Vergnügen — schreibt er — die sämtlichen nun von Ihnen herausgegebenen Episoden gelesen und wieder gelesen, und was mir, bei der ersten, noch irgend zweifelhaft geblieben ist auf den inliegenden Bogen genau angemerkt.“ — Der Brief sollte ihm voraus eilen, der eben im begriff war, von jenem Landsitz mit einigem Aufenthalt unterwegs nach Berlin oder Tegel zurück zu reisen, sollte Bopp wo möglich noch antreffen und zu einer Unterredung einladen, ehe dieser in die Ferien gieng. — So gar eifrig war Humboldt, aber so gar eifrig auch Bopp, daß er in diesem Sommer erst spät und nur auf kurze Zeit seine Rheinfahrt antrat. Denn er wollte zuerst das erste Stück seiner Grammatik noch heraus bringen, davon jener schon anfangs Mai den ersten Bogen gesehen und sechs Wochen später schon sechs Bogen gedruckt waren<sup>24</sup>. — Dieß letztere hatte Bopp dem Schlegel angezeigt, und eine Bemerkung von diesem anlässlich der Episoden-Textausgaben war noch in dem Briefe Humboldts wiedergegeben. „Das ist nun also — hatte Schlegel gesagt — der zweite Sanskrittext, den wir Deutsche binnen Jahresfrist ans Licht senden. In England sind zwischen dem Hitopadeça und dem zur Erscheinung bald fertigen Gesetzbuch des Manus vierzehn Jahre verflossen.“ — Mit dem letzteren gemeint war die Ausgabe von G. Ch. Haughton, — *Mânava = Dhermasâstra; or the Institutes of Menu*. London 1825. —

Anfangs November 1824 schrieb Bopp an Schlegel: „In diesen Tagen werde ich auch die Ehre haben, Ihnen ein Exemplar des ersten Heftes meiner Grammatik zu überschicken. Ich bitte Sie, mir Ihr belehrendes Urteil darüber nicht vorzuenthalten und auch auf alle Mängel und Irrtümer, die Ihr bewährter Scharfblick darin wahrnimmt, aufmerksam zu machen“<sup>25</sup>. — Das Heft umfaßte zwölf Bogen, darin „Schrift und Aussprache, Wohllautsregeln“, die Lehre „von den Wurzeln und Präfixen“ und noch teilweise „Nomen“ und Kasusbildung behandelt waren. Und das ganze des Werkes, davon so das erste Stück gegeben, hieß Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache.

Was sagte nun Schlegel zu diesem neuen Geschenke des Freundes? was, um nach andern nicht noch zu fragen, Wilhelm von Humboldt? Diesem, seinem getreuesten Schüler, Freund und Berater hatte doch Bopp, wenigstens schon in Gedanken sein ganzes Lehrgebäude zugeeignet. Er wufste auch, wie ihm dieser geschrieben, „schon der erste Bogen hat mir ausnehmend gefallen. Obgleich nur von den ersten Elementen darin die Rede ist, zeichnet sich der Vortrag gleich durch Klarheit aus, und geht, wo es nur die Gelegenheit erlaubt, auch tief und erschöpfend ein. Ich wünsche Ihnen daher — hatte Humboldt gesagt — mit aller Wahrheit der Anerkennung des Verdienstes, welches Sie sich dadurch erwarben, Glück zu einem so schönen Beginnen“<sup>26</sup>. Und jetzt? Humboldt machte Bemerkungen, Vorschläge u. dergl. zu einzelnen Seiten und Regeln dieses Heftes.

Gegen Ende Dezember schrieb auch Schlegel seinen Dank-sagungsbrief: „Ich habe . . das erste Heft Ihrer Grammatik . . mit großer Befriedigung gelesen. Sie haben die Buchstabenlehre auf originale Weise behandelt. Ich bin darüber ganz mit Ihnen einverstanden, daß sie in den bisherigen Grammatiken unvollständig ist, und daher manche Vertauschungen der Buchstaben bei der Flexion und Wortbildung als willkürlich erscheinen. Doch — nun folgen wohl die erbetenen Ausstellungen — doch sollte ich fast meinen“, sagt Schlegel, „Sie hätten etwas zu viel hinein gezogen, wenigstens dürfte es für den Anfänger verwirrend sein. Indessen ist Ihr Buch überhaupt nicht sowohl für Anfänger als für Kenner bestimmt. Um so mehr muß ich es beklagen, daß Sie nicht die lateinische Sprache gewählt haben, die für scharfe Bestimmtheit und Kürze im Ausdruck grammatischer Regeln so einzig geeignet ist. Sie haben dadurch dem vortrefflichen Werke den Zutritt im Auslande erschwert.“ Engländer und Franzosen könnten das, meinte Schlegel, könnten über diese Gegenstände in ihrer Muttersprache schreiben, aber wir Deutsche nicht — ein wahrlich beschämendes Geständnis, doppelt beschämend gegenüber jenem frühern so gar stolzen Vergleich. Doch das war auch alles was er zu sagen hatte, alles übrige des langen Schreibens betraf, was den Schreiber selbst mit angieng, Typenanfertigung und was dazu gehört.

Darauf hat Bopp sechs Wochen später geantwortet, einigermaßen zugestanden (auch schon früher an Burnouf), was jener unliebsam vorausgesetzt, daß er allerdings die Absicht habe, später eine kurze Grammatik, lateinisch, für den Universitätsgebrauch herzustellen, darin Wohllautsregeln und Beispiele einzuschränken und anderes, wie gleich nachher in einer Selbstanzeige zu lesen stand<sup>27</sup>. — „Der Verfasser — so wird hier eingangs berichtet — hat es sich zur Aufgabe gemacht, den grammatischen Bau der Sanskritsprache systematisch und mit möglichster Vollständigkeit zu entwickeln, auf eine Weise, daß dieses Lehrgebäude geeignet sei, ohne Beihilfe mündlicher Anleitung zu einer gründlichen Kenntnis des Sanskrits zu führen. Er hat sich daher bemüht, die Regeln mit dem Grade der Deutlichkeit vorzutragen, den er nur irgend zu erreichen im stande war, und alles durch Beispiele genugsam zu erläutern.“ Seine Vorarbeiten, die ihm vorzüglich dienlich gewesen, seien die Grammatiken von Wilkins und Forster, erstere durch besondere Klarheit, letztere durch merkwürdige Vollständigkeit, ja Uebervollständigkeit sich auszeichnend. Diese sei durch ihr bloßes Tabellenwesen für den Anfänger gar nicht, eher wohl für den Forscher zu gebrauchen, um „daraus die Gesetze der Entwicklung zu entnehmen“; jene habe eben manche Gesetze, daraus sich grammatische Erscheinungen erklären, gar nicht oder (wie frühere) nur unvollkommen angegeben. Und so folge, daß sich die beiden gewissermaßen ergänzen. Solle in der Formenlehre — so meint Bopp — alles aus dem Grunde verstanden werden, und „was die grammatische Analogie gebildet“ nicht als Folge „willkürlicher Laune des Sprachgebrauchs erscheinen“, so müßten eben „die Wohllautsgesetze mit möglichster Sorgfalt und Vollständigkeit entwickelt werden“. Um ein einzelnes nur anzuführen, er habe die Theorie des Anusvâra, des s. g. nasalten Nachlauts (für auslautend *m* oder dessen euphonische Vertretung) eingehend beleuchtet — ein Punkt, über dessen Stand und Stellung neuere Herausgeber mit den älteren Handschriften, jene unter einander, ja wohl mit sich selbst vielfach in Widerspruch gerieten. — Schließlich verspricht die Anzeige für künftigen Sommer das zweite Heft, und dieses solle die Deklinationen nach ihrer Ver-

schiedenheit weiter bringen, „außerdem die ganze Lehre des Verbuns enthalten und somit den wesentlichsten und unentbehrlichsten Teil der Grammatik erschöpfen“.

Unser Grammatiker ist Sprachforscher. Man muß jene Vorarbeiten, muß älteres vergleichen, um das Boppsche Lehrbuch angemessen zu würdigen. Wer in diesem Stücke auch schon Fehler oder Misgriffe aufweist — denn es sind ja darin und hätte kaum anders sein können — der möge sein Urteil noch einhalten oder aber, so ers kann, den Spuren dieser Irrtümer nachgehen, sachlich und im Geiste des Forschers. — Wir aber wollen hier, so viel als möglich vom Gelehrten und Forscher wie vom Lehrer absehen, um einiges andere von dem Manne Bopp zu erzählen.

Er war nun drei Jahre Extraordinarius gewesen und hatte wohl erfüllt was man von ihm erwartet. Da wurde denn auch ihm erfüllt was ihm in Aussicht gestellt worden, und das Jahr 1825 sah Franz Bopp zum Ordinarius ernannt, zum ordentlichen öffentlichen Professor seiner Universität. Gewiß bedurfte es nicht mehr, um ihn denken oder sagen zu machen, wie Oliver Goldsmith seinen Landpfarrer von Wakefield sagen läßt, in dem ersten Ausspruch seiner bekannten Erzählung.

Denn wie ausnehmend gut es ihm auch in Berlin gefiel, so konnte der nun dreiunddreißigjährige sich doch nicht ganz behaglich fühlen. Wir sehen, wie er seine Wohnung mehrere mal gewechselt. Ihm fehlte die gemütliche Häuslichkeit. Solcher war er überall nachgegangen, auch in Paris, da er seine angenehmsten Mußestunden im Zusammensein mit Freund Freytag und dessen „gutem, liebenswürdigem Weibchen“ verlebte. Denn er war von kind auf an inniges Familienleben gewöhnt, wie er es bei den Windischmanns gesehen und im Hause seiner Eltern. — Seine Geschwister waren auch schon alle verheiratet, bis auf den ältesten Bruder, der kränklich war und mit seinem Berufe noch nicht ins reine gekommen. Da hieß die eine Schwester Magdalene Meyer, die andre Louise Edelman, und die dritte war leider schon Wittwe. Auch sein Bruder Jakob durfte nicht mehr „klagen“. Er hatte sich aus seiner Geburtsstadt Mainz eine Bürgertochter heimgeführt,

eine geborene Schmitz, „ein braves Weib, geschickt und fleißig, wovon ich mir gutes hoffe“, wie der Vater damals schrieb, da er nur noch seinen ältesten, den Friedrich versorgt zu sehen wünschte<sup>28</sup>. Sein jüngster, der Franz schien ihm keine Sorge mehr zu machen.

In jenem Winter, das war nach drei Jahren, verkehrte dieser viel im Hause des Theologen Marheineke. Der war, wie August Boeckh, im Jahre 1811 einem Rufe von Heidelberg nach Berlin gefolgt, war hier Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und Professor an der neu gegründeten Universität geworden. Ein tüchtiger Theologe war Marheineke, Philipp Konrad, der Kirchenhistoriker, ein biederer Protestant wie Bopp bei allem ein biederer Katholik. Aber gar nicht wohl um theologischer Dinge willen kam der jüngere zum älteren Freunde und Kollegen, nicht von wegen der Wissenschaft sondern von wegen einer Nichte, einer Schwestertochter im Hause des Theologen und Konsistorialrats. Denn dieses Mädchen, das ihm gut gefiel, das er da kennen und lieben gelernt, Luise Matthies war ihm, trotz des Unterschieds in Kirche und Bekenntnis, wie eine andre Lotte Windischmann. Und kurz, die Eltern des Mädchens, der Vater war wohlbestallter Rathsherr in Hildesheim, gaben ihren Segen zu dem Herzensbunde, welchen die beiden geschlossen.

Wir finden keinen Brief vom alten Bopp aus dieser Zeit, aber mehrere von den Schwestern des Franz, und diese sind so überaus lieb und herzlich in ihrer Weise, daß es eine Lust ist, sie noch zu lesen. Die eine freut sich auf das Glück, ihn mit ihr in die Arme zu schließen; die Tage des Zusammenseins würden lauter Festtage in der Familie werden. Und die andre freut sich, nun wieder eine liebe Schwester mehr zu haben; sie will auch am Hochzeitstage den lieben Gott recht von Herzen um Glück und Zufriedenheit für die beiden bitten; das wolle auch die Frau Aebtissin, die sich ihm empfehlen lasse, wolle mit dem ganzen Konvent für das junge Brautpaar beten.

Auch von Windischmann sehen wir keinen Brief oder Glückwunsch aus dieser Zeit, nicht aus mehreren Jahren, auch nicht umgekehrt von Bopp an Windischmann. Vielleicht hat bloßer Zufall die Lücke verschuldet, vielleicht auch anderes. Schwerlich

wird man dem Ereignis schuld geben, daß es die alte Freundschaft zeitweilig erkalten gemacht.

Dagegen haben wir einen Brief Humboldts an Bopp, einen Glückwunsch der Familie auf die erhaltene Verlobungskarte. Das Schreiben ist vom 8. Mai 1825. „Da Sie gewiß nicht an dem freundschaftlichen Anteil zweifeln“, schreibt Humboldt, „den ich an allem nehme, was Ihnen begegnet, so darf ich mir schmeicheln, daß Sie von der Aufrichtigkeit meiner Wünsche überzeugt sein werden.“ — Natürlich kommt anderes in dem Briefe hinzu. Es ist die Langlois'sche Unkenntnis und Flüchtigkeit betreffs der Schlegelschen Gîtâ, die er dem Freunde vorlegt<sup>29</sup>.

So sind wir allzumal wieder auf wissenschaftliches hingewiesen, auch hier wo Franz Bopp für sich selbst endlich aus seinem leidigen Singular zum Dual gekommen. Er möge doch nicht so sehr nach London eilen, schrieb eine Schwester dem Bruder, ob etwas früher oder später dort, werde nicht soviel zu sagen haben. Also beabsichtigte der glückliche Bräutigam wohl wieder nach London zu reisen. — Er hatte nach dem Erscheinen des ersten Heftes seiner Grammatik, darüber ihm von Humboldt, Burnouf — der jüngere lieferte eine Anzeige des Werkes im Journal Asiatique — von diesen und andern auch öffentlich viel preisendes gesagt worden, rüstig weiter gearbeitet. Nur mit weiterer Textausgabe hatte er gezögert, um zuvor noch Colebrooke'sche Handschriften anzusehen, deren Vergleichung ihm bei seinem ersten Besuche in London nicht mehr möglich gewesen.

Darum war Bopp während des Sommers 1825 in Berlin so gar viel beschäftigt. Er hatte wieder eine andre Wohnung zu suchen, sie einzurichten, dießmal eine Familienwohnung — sie fand sich in der Kurstraße — hatte für seine bevorstehende Hochzeit, für seine Reise, auch für die nötigen Pfunde vorzusorgen. Denn es betraf einen Urlaub den Winter über — und „praktisch“ war der Bopp, Sohn wie Vater, das haben wir mehrfach gesehen.

Indessen kam das Ende des Sommersemesters, es kam der August und der Hochzeitstag — und dann reiste Franz Bopp mit seiner jungen Gattin zunächst dahin, wohin er immer und dießmal besonders gern gieng, an den Rhein, zu seinem Vater, seinen Ge-

schwistern und Freunden. Da zeigte er seiner Luise die Tummelplätze seiner Jugend, seine frühere und früheste Heimat. Und lauter Festtage waren in der that die etlichen Wochen, die sie da von einem Familienhause zum andern ziehend ihrer jungen Liebe lebten, ehe dann Franz Bopp wieder allein nach London gieng.

Das war gegen Ende Oktober. Wir lassen ihn da bei seinen Mahâbhârata-Blättern im Hause der Ostindischen Kompagnie. Seine Briefe und die seiner Freunde sollen uns inzwischen erzählen was ihn noch sonst angeht.

Er war dort glücklich angekommen, wie er seiner Frau und Familie, auch an Humboldt geschrieben. Dieser tat die vorbereitenden Schritte und unterrichtete ihn brieflich, wie und wann er um die nötigen Mittel für seinen Aufenthalt dort einzukommen habe. Und wie diesem das Wohl und die Zufriedenheit des Freundes nahe gieng, sehen wir hier aus mehreren Briefen dieser und aus anderen andrer Zeit<sup>30</sup>.

Dann ist der Briefwechsel mit den Burnouf. — Bopp hatte auf den Wunsch Burnoufs, des Vaters, einige Mahâbhârata-Episoden angegeben, die der Sohn herausgeben könne, hatte sich auch bereit erklärt, den strebsamen Anfänger mit Erklärungen und Lesarten aus eigener Aufnahme zu unterstützen. Vater und Sohn hatten das dankbar angenommen, und Bopp als Urheber aller Frucht bezeichnet, welche aus solchem Wirken einst reifen möchte. Nur, schreibt Eugène Burnouf nach London — es ist, soweit wir die Briefe haben, der erste, welchen dieser selbst an Bopp richtet — nur könne er unter den angegebenen nicht wohl sogleich die Çakuntalâ-Episode übernehmen. Denn, wie er höre, beabsichtige Chézy deren Herausgabe und Uebersetzung. Und seinem Lehrer, der zwar im Vertrauen gesagt in dieser Hinsicht viel oder alles verspräche und wenig oder nichts ausführe, dürfe er nicht wohl vorgeifen. Aber um anderes bittet er, das hier Erwähnung verdient. —

Auf Veranlassung A. de Rémusat's hatten der jüngere Burnouf und Christian Lassen, welcher damals in Paris war, es übernommen, in die indischen Handschriften der Königs-Bibliothek einigermaßen wenigstens äußerliche Ordnung zu bringen. Dabei

waren sie auf ein kleines (siamesisches) Manuskript gestoßen, das seinem Titel nach in Pâli, dem buddhistischen (vielmehr süd-buddhistischen) Idiom abgefaßt erschien. Ueber die Entzifferung desselben entstand eine Abhandlung, darin Lassen seinestheils die Vergleichung des Pâli mit dem Sanskrit und Prâkrit, nach der Grammatik des Vararuci gab, Burnouf andernteils das lithographische besorgte, die Darstellung der Alphabete und Schriftproben (nach einem Laloubère, der das zuerst versucht). Damit nun aber, wie Burnouf sagte, das neugeborne kein todgebornes sei, sollte Bopp in seiner Liebe und seinem Eifer zu Hilfe sein, nach einem vermutlich gleichen Manuskript auf der Bibliothek der As. Gesellschaft in London und einem Vokabular aus der Verlassenschaft eines Dr. Leyden im Hause der Kompagnie dort forschen und günstigen falls Facsimile, bezieh. Kopie davon besorgen. Wie sein Antwortschreiben zeigt, tat Bopp alles was er konnte, suchte und fand auch die ähnliche, aber dem äußern Anschein nach doch nicht gleiche Handschrift (des „Kamuva“, wie es hieß), auch das fragliche Vokabular des Dr. Leyden, ein vergleichendes, und ein anderes besseres, das gedruckt worden (Seramp. 1810) und, wie er gehört, im Besitze des Herrn Langlès gewesen. Aus diesen Gründen ließ er auch nicht sogleich Facsimile und Abschrift anfertigen, und wie Burnouf dann schrieb, wollte dieser ihm auch nicht aufladen was er unter andern selbst einmal in London früher oder später besorgen könne<sup>31</sup>. — Immerhin aber bleibt Bopps Name mit diesen ersten Anfängen der Pâliforschung dauernd verbunden.

Endlich ist eines Briefes hier zu erwähnen, den ihm ein Schüler nach London schrieb, Friedrich Rosen. — Wir haben einen Namen hier genannt, den von Sanskritkennern noch keiner nennt, ohne das Gefühl der Achtung und tiefer Wehmut. Doch wir wollen nicht vorgreifen. — Friedrich August Rosen, aus Hannover gebürtig und in Detmold heimisch, hatte zuerst in Leipzig studiert und dann unter Bopp in Berlin Sanskrit getrieben. Wie weit ers darin schon gebracht, geht aus dem Briefe hervor, zuerst, daß ihn Bopp seinem Freunde Humboldt warm empfohlen und ihm die Korrektur vom zweiten Heft seines Lehrgebäudes übertragen. Dann daraus was Rosen von seiner eignen Arbeit, einer Erstlingsarbeit

schreibt, dem Probestück „eines sanskritischen Wurzelbuches“, womit er das andre Jahr promovieren wollte. Und drittens daraus was wir zuletzt in dem Briefe lesen, wie der Lehrling in Abwesenheit des Meisters mit dessen Zuhörern die Sanskritstudien gemeinsam fortsetzt, auch ein paar Neulinge unter seinen „unsichern Auspizien“, wie er sagt, „die Küsten des indischen Wunderlandes“ betreten läßt. — Es ist, als ob auch die Bescheidenheit des Lehrers auf seine Schüler übergegangen. Da vergieng keine Stunde, sagt Rosen, in der er nicht etwas fester sich eingepreßt oder klarer erkannt hätte. „Aber das gewisseste was ich in jeder lerne“, heißt dazu, „ist die niederschlagende Wahrheit, daß ich noch sehr wenig weiß“<sup>42</sup>. — Dieser Brief, aus Berlin nach London geschrieben, ist der erste einer Reihe von Briefen, die nachmals den umgekehrten Weg giengen.

In demselben Schreiben wurde auch Bopp der Tod seines alten Freundes Eichhorn in Göttingen angezeigt; er war anfangs Dezember gestorben. Auch herzliche Grüße von Mitscherlich, Hegel und Zeune waren dem Schüler an seinen Lehrer aufgetragen. Wie ihm diese und andre Kollegen und Freunde in Berlin wohlwollend gesinnt waren, zeigt auch — worüber sich Bopp mit Humboldt zuvor beraten — deren mit der Regierung einmütige Bewilligung einer namhaften Unterstützung (sicher 300 Thlr.) für seinen Aufenthalt in London.

Mit April, zu Ostern, war Bopp in Berlin zurück. Da war das zweite Heft seiner Grammatik schon herausgegeben. — Auch sein Schüler Friedrich Rosen hatte mit seinem „Probestück“ schon promoviert; er hatte, wie Humboldt erzählt, sein Examen sehr gut gemacht<sup>33</sup>. — Für Bopp aber galts nun, das Lehrgebäude zu Ende führen, seine Textsammlung, um derentwillen er in London gewesen, weiter und sein begonnenes Sanskritglossar herausgeben. Und noch anderes bedeutendes, wovon auch die Humboldtbriefe sprechen, sollte ihn dieß Jahr beschäftigen.

Noch im selben Frühjahr gieng er mit seiner jungen Frau zu deren Eltern nach Hildesheim, und wie er dort im Hause des Rats Herrn bei seinen Schwiegereltern und Verwandten ein paar angenehme Wochen zugebracht, das hat Bopp nachher auch seiner Familie nach Mommenheim berichtet. Nur hierher, nach Mommen-

heim ist er im folgenden Herbst nicht gekommen, trotz des heißen Sommers und der angestrengten Arbeit — wegen „der guten Hoffnung häuslicher Freuden“, wie der alte Bopp sich vertröstet.

Im folgenden Winter, bald nach Neujahr 1827, bekam unser Bopp sein erstes Kind, ein Mädchen, nach dessen Ankunft aber auch einige schwere bange Tage, darin der Gatte und Vater um das Leben seiner jungen Frau ängstlich zu zittern hatte. Sie giengen glücklich vorüber, und Mutter und Tochter blieben ihm erhalten. — „Gott sei Dank“, schrieb dann sein Vater, „dafs dieses nun glücklich überstanden“, und „Dank dem gütigen Schöpfer für Ihre Genesung und dafs Sie sich so bald wieder von Ihrer schweren Krankheit erholt haben“, schrieb Therese Bopp an ihre „geliebte Schwester“, die Gattin ihres Bruders. „Wir warteten schon so lang auf Brief in Mommenheim (dahin waren die Anzeigen geschrieben) und waren diesetwegen in großer Furcht. Doch diese große Gefahr, in der Sie schwebten, dachten wir nicht. Was hat Franz gelitten, da er jeden Augenblick fürchten mußte, sein ganzes Glück, sein liebstes zu verlieren! O, ich darf ihn nicht denken diesen Gedanken“<sup>34</sup>. — Und doch lag er nahe, der Gedanke, denn um diese selbe Frist und unter gleichen Umständen hatte die Familie eine liebe Tochter und Schwester, ihre andere Luise, die Frau des Edelmann verloren. — So fällt auch einmal andres, gutes oder schlimmes, ins Gelehrtenleben, damit wir es auch sonst nicht vergessen, dafs auch die Gelehrten Menschen sind.

---

## Zweites Kapitel.

---

Akademische Abhandlungen. Streit und Widerstreit.

(1827—1830.)

Im Jahre 1819 war zuerst Jacob Grimms Deutsche Grammatik erschienen. Das war ähnliches wie das Konjugationssystem und die Analytical Comparison, aber doch anderes und mehr als beides.

Denn in den beiden waren einige Häupter einer großen Sprachgemeinschaft in einigen Hauptzügen ihres Wandels verglichen und historisch zusammengestellt, während dort alle Glieder einer besondern Sprachfamilie in allen Zügen jenes Wandels verglichen und zu einer Geschichte ihrer Gesamtentwicklung aufgeführt waren.

So war Deutsche Grammatik noch nicht behandelt worden. Auch Franz Bopp konnte daraus lernen, konnte und mußte die Arbeit hoch schätzen, „wegen der rein historischen Behandlung und des unendlichen Fleißes im einzelnen bei einer durchgeführten Idee im ganzen“, wie der ältere Schlegel an Wilhelm von Humboldt schrieb.

Aber ein anderes war doch auch wieder die andere Ausgabe vom Jahre 1822 an, auch für Bopp. Das war zuerst eine Geschichte der deutschen Laut- und dann der deutschen Wortbildung, davon der zweite Teil erst 1826 erschien, weil er „sehr langsam gedruckt“ ward, wie Grimm schrieb<sup>35</sup>. — War nun der da, was man ihm nachgesagt, wirklich wie einer, der in seinem Hause „zuweilen über die Bodentreppe läuft, um durch die Luken zwischen die Nachbarsdächer zu schauen“, der „jedoch immer gern wieder hinabsteigt und unten wohnt, wo geringere Aussicht ist?“ Und wenn, mußte er da nicht auch gelegentlich wohl in die Nachbarhäuser haben hineinblicken können, sogar in entlegene Werkstätten, sogar in die der indischen Grammatiker? Weil er doch Werkzeug von daher auch für sich brauchbar ersehen und Kunstformen für passend, sie im eignen Hause anzubringen? Wer aber diese anders nach ihrem eigentümlichen Wert und Gebrauch kannte, der durfte auch wohl nachsehen, ob deren Gebrauch und Anwendung im Deutschen zu fug und recht geschehen, ob sie überall passend und wo passend überall geschehen. Das tat Bopp mit zwei Artikeln im ersten Bande der „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, 1827.

„Wer sind denn die mir ganz unbekanntenen Berliner Jahrbücher?“ fragt Humboldt am Rande eines Briefes, darin er eingangs seine große Freude darüber ausspricht, seinen lieben Freund „mit einer Arbeit über Grimm beschäftigt“ zu wissen. Und einige Mo-

nate später, da er den ihm vorgelegten Aufsatz zurück schickt, lautet wie folgt seine Erklärung. „Es ist unstreitig das wichtigste, was Sie bis jetzt über Sprachvergleichung geschrieben haben, und was man überhaupt über dieselbe zu untersuchen vermag.“ Dazu gibt er, ohne sich „genug Kenntnis des Sanskrits noch der germanischen Sprachen“ zuzutrauen, seine Einwendungen, Zweifel und Bedenken zu erkennen — ein Aufsatz zum „Aufsatz“<sup>36</sup>.

Die Hauptfrage, um dieß nur kurz hervorzukehren, betraf das Verhalten von Laut zu Ablaut im Deutschen, jenen Vokalwechsel, der mit entschiedenem Flexionswirken auf die Grundbildung der Sprache hinabführt. Jacob Grimm hatte diesen dem Guna der indischen Grammatiker gleich erachtet, mit gleichem Wesen und Walten im Formenschaffen. — Dem muß Bopp widersprechen, weil Guna, wie er besonders aus der Konjugation (einer ersten oder zweiten Hauptkonjugation) dartut, nicht Vokaltausch oder Wechsel sondern Vokalsteigerung ist, eine „Diphthongierung“, wie er sagt, durch das Schwergewicht der Endungen sichtlich bewirkt — etwa, mögen wir sagen, wie der eine Wagebalken niedersinkt, wenn das Gewicht am andern Erleichterung erfährt, und umgekehrt. Also, erklärt er, ist Guna eine durchaus „euphonische“ Erscheinung, Ablaut dagegen, obzwar in einigen Fällen von gleich kommandem Erfolg, ob sogar wohl von ursprünglich gleicher Entstehung, ein wesentlich anderes und auch wirksam ein anderes, als von offenbar „grammatischer“ Bedeutung. Und dann muß er dem Verfasser der deutschen Grammatik auch darin widersprechen, daß der Ablaut, welchen er mit recht „die Seele der deutschen starken Konjugation“ genannt, in die früheste Bildungsperiode unsrer Sprache reiche, während er vielmehr in die Periode gehöre, „wo die Beugungsendungen schon anfangen, Herrschaft über den nicht mehr in seiner ganzen Bedeutung aufgefaßten Wurzelvokal zu gewinnen“.

So wie zuletzt versteht Wilhelm von Humboldt die Ansicht Bopps, an dessen Sätze er mit scharfer Dialektik herangeht. Darin habe Grimm offenbar unrecht, Ablaut und Guna „immer in eine Klasse zu stellen“, und rühre das wohl von mangelhafter Kenntnis des Indischen her. Aber, fragt Humboldt erstlich, „ist das indische Guna wirklich der (von Ihnen) angegebenen Ursache zuzuschreiben?“

und zweitens, „ist nicht, wenn dieß auch der Fall wäre, der deutsche Ablaut von demselben wesentlich (d. h. ursächlich) verschieden?“ Der Erweis, den Bopp für seine Erklärung bringt, scheint nicht hinreichend. Humboldt ist gewohnt, aus allem und jedem besonders der Erscheinung das allgemeine der Begründung zu begreifen. „Muß eine Erklärung des Guna“, fragt er, „nicht auf alle Fälle passen, wo es eintritt?“ Also bei der ganzen Konjugation (der zweiten und ersten), der ganzen Deklination, bei der Stammformenbildung, überall, auch wo immer „der Strom der Analogie“ die Erscheinung zu Wege bringt? — „Absichtlich grammatisch — heißt bezüglich des Ablauts — ist gewiß kein Vokalwechsel“. Der rühre, dünkt ihn, „immer entweder von der Natur der Buchstaben (Laute) und ihrem Einfluß auf andere oder vom Accent her“. Warum auch noch „entweder — oder?“ Es ist hier nicht wohl zuerst, aber zuerst voll bedeutsam die Erkenntnis, daß Accent in die Wagschale des Lautwandels fällt. „Aus einem wirklichen grammatischen Instinkt“, sagt Humboldt, „formten die germanischen Nationen das Präteritum anders als das Präsens. Sie gaben ihm bald durch Einsilbigkeit, bald durch den Accent mehr Nachdruck.“

Genug. Wir können hier nicht das ganze der Humboldtschen Briefe und Einwürfe vorgebracht haben, wir können und dürfen noch weniger aus Grimm und der Bopp'schen Kritik hier des weitern anführen. Wer immer über Guna, Ablaut und Umlaut weiter geforscht oder noch forschen mag, der mußte und muß auch ferner auf diesen Grundlagen fußen.

Nur das eine noch mag hier in kurzem angesagt sein, wie wir wohl wissen, woran die Schwierigkeit recht eigentlich lag, welche Humboldt und Bopp im fernern Gegeneinanderhalten ihrer Meinungen über starke und schwache Konjugationsformen, über Guna und Ablaut im Germanischen und Indischen fanden, daran nämlich, daß sie nach hergebrachter Weise verbale Wurzel- und nicht Stammformen, nicht Nominalformen zum Ausgang nahmen. — Uebrigens hat der eine in seiner Kritik wie der andere in seinen Briefen mit höchster Anerkennung von der großen Leistung des Freundes und Mitarbeiters auf deutschem Sprachgebiet gesprochen. Auch

da wo er seinen Widerspruch einlegt, mit recht einlegt, ist Bopp voller Achtung und Anerkennung. — Und Grimm anderseits ist voller Dank „für die ausführliche und reichhaltige Beurteilung“. Er schreibt: „es liegt schon Lohn und Lob genug für mich in der bloßen Tatsache, daß ein Orientalist eine deutsche Sprachlehre rezensierbar findet und daß es mir gelungen ist, unsere Muttersprache wenigstens in gute Gesellschaft zu führen, wenn sie sich auch bescheiden in der Ecke hält. Ihre Zustimmung erfreut mich so sehr als mich Ihre Einwürfe belehren und ich brauche kaum hinzuzusetzen, in manchen Punkten überzeugen“ . . . Er weiß es ja, Bopp hat vor ihm voraus, was er nicht mehr einholen, weshalb er nur „nachhinken“ zu können glaubt, lieber „auf treu und glauben nehmen“ will, was jener mit voller Hand bietet. „Mit Ihnen zu streiten wird schwer fallen, da ich mich Ihrer Hauptwaffe, der Kenntnis des Sanskrits, nicht bedienen kann“<sup>37</sup>.

Es ist das erste mal, daß wir die drei sich begegnen sehen, den „Universalist“, den Germanist und den Orientalist. Ihr Begegnen ist in solchem, was das ist und woher es kommt, daß man ehedem, gotisch, „fara, fôr, farans“ oder „giba, gâb (gebum), gibans“ gesagt, wie wir noch heute „fahre, fuhr, (ge)fahren“ sagen. Und wenn sie nicht mehr getan, als solchem und dem gleichen aus dem grunde nachgeforscht, wir müßten sie schon darum die Begründer unsrer Sprachwissenschaft nennen.

Das war freilich ein guter Vorsprung, die Kenntnis des Sanskrit. Das wußte, auch wer wie Jacob Grimm in den Anfängen stehen geblieben. Das wußten auch die Schüler Franz Bopps, wie sie kamen und nicht abließen zum Unterricht des verehrten Meisters zu kommen.

Schon im April des Jahres war aus seiner Schule das erste Werk hervorgegangen, Friedrich Rosens Wurzelsammlung. Dankbar hatte der Schüler erklärt, sein Werk auf Bopps Ermunterung begonnen und mit dessen ständiger Beratung und Belehrung ausgeführt zu haben. Er hatte es Wilhelm von Humboldt gewidmet, seinem „edlen Gönner“, auf Bopps Empfehlung. Und schon im nächsten Monat finden wir den jungen Sanskritforscher als Pro-

fessor der Universität in London und mit nicht geringerem als mit dem ältesten und heiligsten der altindischen Literatur beschäftigt, mit den Handschriften des Rigveda, daraus er „bemerkenswertes“ zur Grammatik an seinen Lehrer nach Berlin schickt.

Nach noch einem halben Jahr hatte dieser das dritte Heft und damit zuerst das ganze seines „Lehrgebäudes“ fertig gestellt um es jenem selben „Freunde und Gönner“, Wilhelm von Humboldt zuzueignen. Inzwischen beschäftigten ihn seine Texte und sein Wörterbuch. Inzwischen beschäftigte ihn ein anderes, das nicht unmittelbar Unterricht und Lehre, aber das Leben angien.

Eine harte Zeit hatte Bopp in den ersten Monaten dieses Jahres durchgemacht. Er hatte eine Schwester verloren, wissen wir, hatte um das Leben vom Weib und Kind gezittert. Er hatte dazu erfahren, daß nicht wie der einzelne auch der Familienvater sich einschränken, und sogar nötiges sich versagen könne. Da fand er sein Auskommen schwer; denn im Vergleich zu andern, um hier gar nicht an Freund Hegel, sondern nur an Boeckh oder Buttman zu denken, war es wenig, sogar sehr wenig, was ihm seine Vorlesungen zum Gehalte eintrugen. Die privaten natürlich, denn die öffentlichen, die über allgemeine Sprachengeschichte, welche er in den ersten Jahren abwechselnd hielt, waren verhältnismäßig zahlreich besucht.

Dem gegenüber schienen anderswo sich ihm andere bessere Aussichten zu eröffnen. Noch war ihm München unverschlossen. Auch in London war eine Stelle frei geworden, und die den Schüler angestellt, durfte er sich sagen, würden auch den Lehrer anstellen, und in England zahlte man mit Pfunden. So ward der Gedanke, Berlin zu verlassen, doch näher gelegt, wenn auch ihm selbst nicht leicht zu denken und schwer, ja wohl schmerzlich einem Humboldt, welchen Bopp wegen seiner Lage zuerst ins Vertrauen gezogen.

„Allein an Weggehen müssen Sie nicht denken“, antwortet ihm jener. „Dieß könnte man unmöglich zugeben.“ Er wolle einmal mündlich mit ihm darüber recht ausführlich reden.. Dann nach einigen Wochen — er hatte schon die ersten Schritte getan und die Sache, wie er sagt, „keinen Augenblick aus den Augen verloren“ — schreibt er ihm wieder. „Die Besorgnis, einen Mann

wie Sie zu verlieren, wird, wie ich mir gewiß schmeichle, bewirken, daß man wenigstens das mögliche für Sie versuchen wird.“ Er begreife, daß, wenn sich die Aussicht auf Verbesserung da zu sehr verzögere, Bopp werde Schritte tun müssen und tun. Und wieder nach einigen Wochen: es sei ihm lieb zu hören, daß sein Vorgehen gewirkt habe; er habe eben, wie er hoffe, auch einen übrigen Teil der Schwierigkeit gehoben.

Man wird zugeben, Humboldts „wahrhafte Freundschaft und Hochachtung“ äußerte sich nicht nur in Worten. Ein Brief aus Mommenheim zeigt, daß Bopp eine jährliche Zulage von dreihundert Thalern erhalten. „Gibt Gott lange und gute Gesundheit“, schreibt der Vater, „so läßt sich hiermit gut haus halten.“ So mochte auch der Sohn meinen und an Weggehen kaum noch einmal ernstlich denken.

Ein paar Jahre zuvor hatte die bekannte Helmine (von Chézy) wieder einmal an Bopp geschrieben und unter manchem andern auch von einer Unterredung Hammers (von Purgstall) mit dem Könige von Bayern erzählt. Hammer habe mit dem Könige nach seiner Weise frisch von der Leber weg gesprochen, Othmar Frank einen Charlatan geheißen und dem Könige gesagt, er hätte Bopp „unter keiner Bedingung aus den Händen lassen sollen. Sie wären herrlich und echt, und Bayern verlöre durch Ihre Entfernung in dieser Hinsicht unersetzlich“<sup>38</sup>. — Nun wohl, wenn Bayern wirklich verloren, so hatte Preußen gewonnen und damit nach allem wohl auch Deutschland und die Wissenschaft.

„Die Zueignung Ihrer Grammatik wird mir gleich ehrenvoll und angenehm sein“, schrieb Humboldt in einem jener Briefe an Bopp. Es ist meiner innigsten Ueberzeugung nach ein vortreffliches Werk, nicht bloß als Grammatik dieser besondern Sprache, sondern als Muster der Behandlung einer Sprache überhaupt. Ich kenne keine Grammatik, welche so wie die Ihrige jeden Teil des Sprachbaus einen durch den andern erklärt, und daher so unablässig auf die Darstellung des Gesamtorganismus hinarbeitet<sup>39</sup>“.

Am 20. November unterschrieb Franz Bopp die Vorrede seines Buches. Sie sprach gleich anfangs seine Ueberzeugung aus, „daß, nach

dem was besonders von Wilkins und Forster verdienstliches geleistet worden, eine weitere Förderung des Gegenstandes nicht etwa von einer ausgedehnteren Benutzung der eingebornen Grammatiker ausgehen könne, sondern nur von einer unabhängigen Kritik der Sprache selbst, welche den Weg auszumitteln strebt, auf welchem diese zu ihren Bildungen gelangt ist, oder die Gesetze zu bestimmen, nach welchen dieselben sich entwickelt haben.“

Freilich wohl, andre mochten andre Ueberzeugung hegen, auch andre als sie zuvor Humoldt ausgesprochen. Schon bald nach der ersten Aufrichtung des Lehrgebäudes rüsteten sich die Bonner Sanskritgelehrten, Christian Lassen namentlich, als Vorkämpfer, eine Lanze einzulegen für die kurz beiseite gesetzten altindischen Grammatiker und gegen den kühnen Baumeister, der ohne die Bauberechtigung zu werke gegangen, welche einzig die Vollherrschaft oder der Vollbesitz des „Stoffes“ für die grammatische Darstellung gewähre, d. i. „der ganzen Masse von Erscheinungen, die lebendig oder literarisch in einer Sprache vorhanden sind“.

Nicht doch so bald erschien der Gegner auf dem Kampfplatz, und wir haben noch Zeit, dem Kampfe näher zu treten. — Bopp konnte unterdessen noch einige Episoden fertig stellen — er legt deren eine, Text und Uebersetzung, schon nach wenigen Tagen Freund Humboldt vor — konnte sein Wörterbuch fertig stellen, konnte auch die Grammatik schon teilweise in mehr hoffähiges Gewand kleiden. Er konnte unterdessen auf einem größeren umfänglicheren Gebiete der Grammatik weiter forschen und zurecht stellen.

Das ist das Gebiet, auf dem wir ihn zuletzt als Kritiker der Grimmschen Grammatik gesehen. Das ist, wo er bei einzelem gezeigt, „dafs man auf historischem Wege so gut wie auf philosophischem zu wahren commentis (zu Erdichtungen) in der Sprache kommen kann“. Humboldt hatte so gesagt, und eigentlich nichts neues, wie er gesagt. Unser Kritiker sollte das gelegentlich an sich selbst erfahren, wenn er einmal die Grenze des sicher gewufsten überschritt und Vermutung für Geschichte ausgab. Aber in solchem und ähnlichem auch, triumphierte, wie jenem schien, die Bopp'sche Methode. — Wir müssen auf früher verlassenes hier zurück kommen.

In drei akademischen Abhandlungen der Jahre 1820/24 hatte Wilhelm von Humboldt seine grundlegenden Anschauungen über Erforschung, über Wesen und Entwicklung der Sprache dargelegt<sup>41</sup>. — „Das vergleichende Sprachstudium, hatte er in der ersten gesagt, muß zu einem eignen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium“ gemacht werden. Der Teil fordere das ganze. Denn das ganze ist ein organischer Bau, dessen erste, aber vollständige Bildung keinerlei Veränderung als durch ihre innere und feinere Ausbildung erfährt. Jene, die Organisation, hat ihren Ursprung in Naturnotwendigkeit, „gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen“, diese, „die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwicklungen“. Und vergleichende Forschung, die in beiden die Verschiedenheit menschlichen Sprachbaus zu erkennen strebt, hat fortgesetzt dem gleichen in allen Sprachen, unterschiedlichem in einer Sprache nachzugehen, dort in die Breite gerichtet, hier in die Tiefe dringend.

„Die Aufgabe des Geschichtsschreibers“, erklärt Humboldts zweite Abhandlung, „ist die Darstellung des Geschehenen“. Geschehenes aber .. doch wir können hier auch die ersten Grundzüge nicht auführen, sondern nur ansagen, wie nach diesen erkannt wird. Wahre Wirklichkeit ist Notwendigkeit und folgt deren Gesetzen, den „Ideen“. Und darum ist nun das Geschäft eines Geschichtsschreibers, ähnlich einigermaßen dem des Künstlers, in allen Teilen die Darstellung sich auswirkender, in der Erscheinung sich offenbarender Ideen — als welche „jede menschliche Individualität“, als deren eigentümliche Form in „Erzeugung und Mitteilung“ jede „bedeutende“ Sprache erscheint. Auch der Sprachforscher ist Geschichtsforscher.

„Ueber das Entstehen der grammatischen Form und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung“ handelt endlich die dritte Abhandlung Humboldts. — „Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältnis charakteristisch bezeichnet ist für sie grammatische Form.“ Stufenmäßigen Fortschritts, so wird dargetan, ist solche Bezeichnung innerhalb der Sprachen vom bloßen „Hinzudenken“ und dessen Erleichterung durch Wortstellung, Redensarten, bis zur begrifflich oder wesentlich wahren Form durch „Modifikation der Sachen bezeichnenden Wörter“. Das geeinte Wort, und dessen

vorwaltende Herrschaft „über die ihm beigegebenen Nebenlaute“ läßt diese ihrer eigenen (stofflichen) Bedeutung verlustig gehen und sich im Gebrauch abschleifen, daß sie aus ursprünglicher Anfügung nur als Beugung gelten bleiben, worin (abgesehen von „rein grammatischen Wörtern“) wahre Form sich erweist. — „Einheit des Wortes wird durch den Accent gebildet“; der Accent „ist an sich geistiger Natur“ (mehr als die betonten Laute selbst), und die Prägung der Wörter „durch Einheit zu grammatischen Formen“ ist der energische Akt „einer starken, nach formaler Abgrenzung strebenden Denkkraft“. Und in Rückwirkung der Sprache auf den Geist ist wahre Form formale Verstandes- oder Geistesbildung hervorbringend.

Sie geben noch wohl einigen Bedenken Raum, diese Humboldt'schen Sätze oder Abhandlungen. Doch nicht einer Kritik wegen sind sie hier angeführt.

Im Jahre darnach wurde Franz Bopp Akademiker, und seine Vorträge als solcher sind wie unmittelbar an jene des ihm befreundeten universalen Geistes sich anschließend.

Seine akademischen Vorträge eröffnete Franz Bopp im April 1823, und eine erste Reihe hat, wie schon erwähnt, den Gesamtamen: „Vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der mit ihm verwandten Sprachen“. Im Eingang des ersten wird an einigen besonderen Eigenheiten das verwandtschaftliche Uebereinkommen der betreffenden Sprachen aufgewiesen und darnach die Aufgabe bestimmt. Es soll „die vergleichende Zergliederung grammatischer Formen nicht nur das nähere oder entferntere Verhältnis der genannten Sprachen zu dem Sanskrit entwickeln, sondern auch zeigen, in wiefern mehrere unter ihnen neben der allgemeinen Verwandtschaft noch durch ein näheres mehr spezielles Band an einander geknüpft werden“. — Ausdrücklich wird dabei an einen Satz Humboldts aus der ersten jener drei Abhandlungen erinnert. Die Wörter, so wird gesagt, sind es, die von Nation zu Nation überwandern; den grammatischen Formen wird dieß schwerer, da sie „von feinerer, intellektueller Natur, mehr in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell und sich selbst erklärend an den Lauten haften“<sup>42</sup>.

Wir wollen hier übrigens im einzelnen nicht nachsehen, wie diese erste akademische Abhandlung ihrem besondern Titel — „von den Wurzeln und Pronomina erster und zweiter Person“ — gerecht geworden, und nicht wie je dem ihren die andern. Nur was den Forscher selbst angeht soll uns hier angehen und im besondern die Art und der Standpunkt seiner Forschung.

Da ist zuerst seine Wurzeltheorie und seine Entgegenstellung von sanskritischen und semitischen Sprachwurzeln. Unser Einverständnis dürfte hier vor allem fehlen. — Sind denn das überall Wurzeln, was nach Abzug alles grammatisch nebenbedeutenden übrig bleibt? und sind dann auch Wurzeln, was in semitischen Sprachen so erhalten und genannt wird? und können diese Reste hier, in der tat Wortformen, wie gleichstufig entgegen gestellt werden jenen Abstraktionen der indischen Grammatiker? — Ist es wahr, daß dort notwendig Zwei- oder Mehrsilbigkeit bedingt wird, oder was auch dieser zu grunde liegt, so viel weniger sprechbar, weniger wirklich erscheint, als was auf dem andern Gebiete überall als einsilbige Wurzel herauskommt? Und was sind endlich jene auf beiden Gebieten überein stimmenden Wurzelwerte, lautlich und bedeutsam übereinstimmende, die sogar am tage liegen, sich aufdringen, davon auch der Gegner aller Vergleichung hier, auch Bopp hier nicht absehen kann, indem er daneben hebräisches anführt? Auch Bopp kann sich diesen oder ähnlichen Fragen nicht entziehen. Er steht in seiner Wurzelanschauung aber auf einem hergebrachten Standpunkt, hält, wie schon bemerkt, vor allem fest an dem früher der verbalen Formen; er will semitisches und sanskritisches von der Wurzel auf streng geschieden haben. — Er hat auch recht, wenn nicht theoretisch, so doch praktisch. Praktisch — und daran hat Bopp sein lebelang fest gehalten — ist solche Scheidung vorteilhaft. Und weil es sich bei dem allem wohl um ein jenseits des historischen handelt, so ist mit seiner Anschauung im weiteren auch kein Nachteil zu fürchten.

So will auch Bopp nicht versuchen, „den Benennungsgrund der Pronomina aufzudecken“. Wir sollen uns mit ihm begnügen, ihre älteste letzterreichbare Form gefunden und ihre Wurzelteile erkannt zu haben. Und von da ab kann er uns zeigen, was sie

geworden, welchen Weg und Wandel sie eingeschlagen haben. — Vor allem wird erklärt, daß die Wurzelformen hier nicht, wie man früher annahm und auch die indischen Grammatiker annahmen, verbale sind, „woraus Verba und andere Redeteile entstehen“. Weiter erfahren wir, daß die Pronomina „wohl treuer als andre Wörter die ältesten Formen der Sprache aufbewahren“ und darum „die meisten und auffallendsten Uebereinstimmungen darbieten“, daß sie auch im Semitischen „auf einen Urzustand der Sprache“ hinweisen, in welchem sich „das Gesetz“ der radikalen Dreikonsonanz oder der Zweisilbigkeit der Wurzeln noch nicht ausgebildet hatte, daß sie wenigstens „sich diesem Gesetze nicht unterworfen“.

Bopp hatte da seinen akademischen Zuhörern sehr viel neues, im wesentlichen lauter neues zu erzählen. Und das von Dingen, die jedem, wie er glauben mochte, von der Schulbank her bekannt waren. Aber wer hatte da zuvor von einer Geschichte solcher Pronomina, eines Wörtchens „ich“, wie er sie nun in ihren Hauptzügen erzählt bekam, auch schon gehört? wer von einem und demselben in verschiedenen Formen und in verschiedenen Sprachen? wer auch nur gedacht, daß die sprachverwandten alten Inder einmal *aham* gesagt, was mit *ego*, *ik*, *ich* eines ist? Jetzt hörte man solches von jenem und von andern Pronominen. Und der das vortrug, verstand klar und bestimmt und überzeugend vorzutragen; die alte Liebe zum Mathematischen war noch in seiner Darstellungsweise.

Gewiß hatte Bopp später manches einzelne wohl anders und richtiger zu erklären. Aber, wie da noch, mit einem Valckenaer, einem Lennep und Scheidius und ihren Wurzelgrabungen hatte er sich nicht mehr auseinander zu setzen.

Eine zweite Abhandlung „über das Reflexiv“, hat Bopp im März 1824 gelesen. Er hätte ihr ebensowohl den besondern Titel „über das Pronomen dritter Person“ geben können. Denn sie handelt von einer pronominalen Wurzel- oder solchen Stammform (*sva*), welche die jüngern Schwestern des Sanskrit im ganzen treuer als die ältere gehütet haben. Letztere hat aus diesem Stamme nur ein Adjektivpronomen, ein s. g. Possessivum, und ein Wort, das „sich“ bedeutet, unveränderlich in Zahl und Geschlecht. Da-

gegen hat das Griechisch in seinen Dialekten, haben auch Litauisch und Altslawisch noch mehrere Formen des alten Personalpronomens aufbewahrt. — Auch hier, da wir in einzelnes doch nicht eingehen, ist noch einiges „Tasten“ bei allem sichern und festen, darf man sagen, noch einiges versuchsweise Auftreten. Aber da warnt unser Führer wohl selbst, und seine Sprache ist überall Zuversicht erweckend.

Wir kommen zur dritten Abhandlung, „über das Demonstrativum und den Ursprung der Kasuszeichen“, aus dem April 1825 und aus dem Mai und Dezember 1826; denn sie wurde in drei Abteilungen gelesen. — Da berichtet Bopp vom Stamme eines Pronomens (*ta*), der im altindischen die Bedeutungen „er, dieser und jener“ hat, im griechischen als sogenannter Artikel und ähnlich, als Demonstrativum im gotischen und litauischen auftritt. Seine singulare Nominativform, männlich und weiblich, erscheint altindisch (zu *sa*, *sā*) erweicht, und die gleiche Erscheinung zeigen in ihren entsprechenden Formen die verwandten Sprachen. Und ein anderes noch, was sich so ebenfalls als uralte gemeinsame Stammeseigentümlichkeit erweist, ist trotz aller Analogie das Fehlen des Nominativzeichens (*s*) in jenen Formen, altindisch, mit Ausnahme einiger besondern Stellungen der Wortform, aber auch griechisch, aber auch germanisch und litauisch. — Was ist der Grund dieser gemeinsamen Eigentümlichkeit? Bopp sagt, es sei kein anderer als „dafs in dem Nominativzeichen (*s*) der wurzelhafte Konsonant des hier behandelten Pronomens sich kund gibt“. Mit andern Worten. „Das schließende *s* sanskritischer, griechischer, lateinischer, gotischer und litauischer Nominative ist nichts anderes als ein personifizierendes lebensreiches Element, gleichsam ein nachgesetzter Artikel, und daher erklärt sich seine Scheu, sich mit dem Artikel selbst zu verbinden, in Sprachen, wo dieser seinen Nominativ vor den obliquen Kasus schon durch den Stamm auszeichnet.“ Dem gegenüber hat das Neutrum, „das weniger persönliche, weniger subjektive“ Charakterzeichen, gar keines oder das des Objektkasus, des Accusativs, d. i. der Stammkonsonant, welcher in andern (obliquen) Kasus dem Nominativ- oder Subjektscharakter (*s*) gegenüber steht, nämlich *t* in jenem, *m* in einem andern Demon-

strativpronomen. Ersteres ist in der Pronominaldeklination (skr. *ta-t*, ahd. *da-z*, altnord. *tha-t*; lat. *i-d*, *illu-d* u. a.), letzteres (m, griech. *v*) in der nominalen und wo deren Analogie herrscht (skr. *punya-m*, lat. *bonu-m*, gr. *ἀγαθό-ν*) gebräuchlich.

Auch die andern Kasuszeichen versucht Bopp in ihrem Ursprung aus Pronominalstämmen (Präpositionsformen) aufzuhellen. — Das Gebiet ist ein dunkles, und mit dem Verluste der ursprünglichen Bedeutung ist auch die ursprüngliche Form dieser Endungen überall mehr oder minder abgeschliffen und verändert worden. Weniger als dort, beim Subjekts- und Objektskasus, mag darum hier die versuchte Erklärung als glückliche für sicher oder nur wahrscheinlich gelten. Nur auf offenbar richtiger Fährte erscheint der Forscher und seine Forschung überall geistvoll. Da ist denn auch sein Suchen oder Irren, sein am Wege finden sogar anziehend und belehrend.

So kommen wir wieder zum Jahr 1827, darin nach Rosens Wurzelwörterbuch zuerst Ph. Buttmanns „Ausführliche Griechische Grammatik“ und Franz Bopps „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache“ fertig geworden. Bopp schrieb damals an Schlegel: „Da mir der junge Burnouf angezeigt hat, daß er eine französische Uebersetzung (der Sanskritgrammatik) heraus geben wolle, so muß ich eilen, dieser mir unwillkommenen Ehre durch eine lateinische Ausgabe zuvor zu kommen.“ Sie solle nächsten Sommer schon gedruckt werden. Auch seine Nalusausgabe, höre er, sei vergriffen, und müsse er, wenn dieß so sei, zu einer neuen schreiten<sup>43</sup>. — Bopp war eifrig tätig, aber auch andere waren rührig, auch seine Schüler, und noch andere, die da und dort nun sich emsig zu regen begannen.

Friedrich Rosen, wissen wir, war in London mit dem ersten und ältesten, dem Rigveda beschäftigt. Ein anderer, Dr. Tullberg hatte ebenda auf Rosens Vorschlag den Sāmaveda zu bearbeiten begonnen. Und ein dritter, von Bohlen, der als kranker Mann nach England gekommen, schrieb an seinem „Alten Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten“, einem historischen Versuch. Der aber nahm auch bald an einem andern teil, das eben

jetzt erst zu seiner Bedeutung und Geltung kam -- das heilige Schrifttum des Zarathustra oder Zoroaster, der Zend-Avesta, dessen Sprache man später „altbaktrisch“, im gewöhnlichen immer Zend geheißen.

Davon hatte man bekanntlich schon anfangs der vorigen sechsziger Jahre Kunde erhalten, durch Anquetil Duperron, der sie aus dem Orient mitgebracht. Aber seiner Kunde — denn sie war danach — fehlte der Glaube. Namentlich wollte der Engländer Sir William Jones eine Zendsprache und Literatur nach Anquetils Vorstellung nicht anerkennen, und andre, Engländer und Deutsche teilten seinen Unglauben. Erst nachdem die Kenntniss des Sanskrit weiter gediehen, nachdem endlich Rask, ein dänischer Sprachgelehrter „über das Alter und die Echtheit der Zendsprache“, 1826, entscheidend gesprochen, und dann alsbald der junge Burnouf und der deutsche Orientalist Justus Olshausen zu Wissen und Erkennen vorgiengen, da kam auch das Zend, die nächstjüngere Sanskritschwester zu Ehren und gebührendem Ansehen.

Am Zend und seiner sprachlichen Bedeutung für die historische Grammatik war aber keiner mehr und keiner eifriger beteiligt als Franz Bopp. Und wenn er noch fürchtete, der jüngere Burnouf möchte ihm zuvorkommen, so war es bald weniger für Sanskrit als für Zend-Grammatik. — Er war im Herbst auf einige Wochen nach Paris gegangen, hatte sich vom Stande der Zendstudien unterrichtet und sah nun mit nicht geringem Verlangen den Text- und Erklärungsausgaben entgegen, welche Burnoufs Briefe ihm in Aussicht stellten; mit kaum geringerem auch Humboldt.

Der hatte im Jahr zuvor an Abel-Rémusat ein längeres Schreiben gerichtet „über die Natur der grammatischen Formen im allgemeinen und über den Geist der chinesischen Sprache im besondern“, und der Empfänger hatte das Schreiben, diese Abhandlung mit einigen eignen Bemerkungen an die Oeffentlichkeit gebracht. Sie war dadurch bekannt und berühmt geworden, diese „Lettre à M. Abel-Rémusat“; man hat sie „epochemachend“ genannt, hat darin wohl mehr Klarheit finden wollen als in manchem andern Humboldts, das er deutsch geschrieben. Wie man auch anders, im Punkte der Klarheit namentlich auch anders meinen kann, das dürfen wir hier nicht weiter verfolgen.

Auch noch 1827 erschien Humboldts akademische Abhandlung „über den Dualis“, eine geistvolle Monographie und voll fruchtbarer Ideen, der es auch im wesentlichen nicht abbruch tat, daß die Vedasprache später bekannt geworden.

Um deren Bekanntschaft bemühten sich, wie gesagt, Schüler Bopps in den Handschriftensammlungen der Ostindischen Gesellschaft, während andere unter seinen Augen oder zu seinen Füßen für ihre Mitarbeiterschaft sich anschickten oder ausrüsteten. So ward noch im selben Jahre die Ausgabe eines lyrischen Gedichts vollendet, Ghataparkaram, nach dem Namen des Dichters, zu deutsch „das zerbrochene Gefäß“ genannt. Dursch hieß der Herausgeber. Und so die andern, die Benary, Agathon und Ferdinand, die Pott, Robert Lenz, Stenzler — Namen, die in baldige Taten bedeuten.

Diese waren damals in der Schule Bopps. Andere, wie bemerkt, waren außerhalb und waren oder taten wie Mitarbeiter. So namentlich in der allgemeinen und vergleichenden Sprachforschung, da die Frage nach der einen Ursprache wieder aufkam. „Ich will nur einen nennen, Schmitthenner, ein rechter Pfuscher“ — sagt Jacob Grimm in einem Briefe an Bopp, einem schon angeführten, und dazu, es werde einem auch die Lust gedämpft durch (solche) schreibfertige Mitarbeiter<sup>44</sup>. Bei Bopp war das weniger schlimm, denn bei ihm gehörte Sanskrit dazu oder anderes fremdsprachliches. Der damals, auch 1827, „über die Verwandtschaft des persischen, germanischen, und griechisch-lateinischen Sprachstamms“ schrieb, Joh. Alb. Bernh. Dorn, hat sich nachher als tüchtiger Arbeiter auf iranischem Gebiete erwiesen. Doch genug hiervon.

Auch Chézy hatte sich in diesem Jahre wieder etwas aufgegriffen. Er sandte Bopp mit Gelegenheit die lithographierte Textausgabe seiner kleinen Râmâyana-Episode, Yajnadatta-Badha, auch eine kleine Abhandlung über den epischen Vers oder die Theorie des Çloka, beides aus 1827. Dazu hoffte er seinem Kranksein, seiner traurigen „Mattigkeit“ noch immer so viel abzugewinnen, um endlich die beabsichtigte Çakuntalâ-Ausgabe ans Licht zu bringen. Bopp sollte ihm dazu seine entsprechende M. Bhârata-Episode zukommen lassen. „Bitten Sie Brahma, lieber Bopp“, heißt übersetzt am Schlusse seines Briefes, „daß er mich am Leben erhalte,

meinen Freunden und besonders Ihnen, die Sie mir zu den geschätztesten und geliebtsten gehören“<sup>45</sup>.

Und dann wars endlich im selben Jahre, daß Friedrich Rückert mit Franz Bopp in Verbindung trat. Der war vom Arabischen, daraus er im Jahr zuvor die Makamen des Hariri deutsch bearbeitet, zum Persischen gekommen, zu einem Diwan des Chakani, und wartete, wie er schrieb, nur auf die fertige Sanskritgrammatik, um wieder zum Indischen überzugehen, sich dem andern, wie er sagt, auf dessen „eigenstem Felde“ zu zeigen, „auf dessen äußerste Grenze er auch durch seine Hilfe den Fuß gesetzt“. Mit dem Nala nämlich, wie wir lesen. Dem Dichter und sprachgewandten Uebersetzer sollte Bopp seine orientalischen Kenntnisse an den Mann bringen helfen. Dafür versprach er ihm, „fernerhin sein guter Sanskritschüler zu bleiben“, auch alsbald an seiner Hand „mit Ardschuna in Indras Himmel zu reisen“ u. and. desgleichen. Längere Zeit dann ist er wegen einer Rezension seines „unglücklichen“ Hariri ungehalten, die er irrtümlich dem Bopp zugeschrieben. Rosen hatte sie verbrochen, den Rückert dagegen an seinem Wurzelwörterbuch straft. Davon betrifft einiges auch Bopps Grammatik, vor deren „philosophischem Geist, bündiger, klarer Darstellung und gedrängter Vollständigkeit“ er übrigens allen Respekt hat. — Offenbar hatte ihm Bopp die Rezensionen, wie er sie gewünscht, verschafft, denn davon handeln seine Briefe. — Es gieng dem guten Rückert; wie so manchem; er hatte kein Geld. Um ein Handwerkszeug, Wilson's Sanskritwörterbuch zu haben, mußte sich der Universitätsprofessor abschreiben. Er hatte seine Familie, hatte vier Knaben, wie er Bopp erzählt<sup>46</sup>.

Es war das gegen Ende des Jahres. Wir dürfen und können uns in den nächstfolgenden beiden kürzer fassen. Denn das Haupttun Bopps in diesen beiden war, für die Schule fertig zu stellen was er begonnen, sein Glossar, ein neues Textbuch und eine lateinische Ausgabe seiner Grammatik. Davon ließ sich immer nur ein Stück nach dem andern herstellen. Denn um mehreres gleichzeitig zu drucken fehlte es noch an Typen, an Einrichtung und geübter Setzerkraft.

Wir sehen übrigens Gang und Folge dieser Ausgaben am besten aus den Briefen, besonders aus den Humboldt-Briefen. Seinem Freunde Humboldt wurde ja alles gleich mitgeteilt, ihm Freude zu machen, sein Urteil zu hören und wo recht und tunlich auch noch zu ändern.

Der Briefwechsel Bopps war, um das hier gelegentlich anzusagen, damals wie immer kein geringer. Wer in sprachlichem etwas wissen oder etwas leisten wollte, der wandte sich an Bopp. Der mußte eben alles wissen und können. Dazu war er freundlich und hatte der Freunde gar viel. Und nehmen wir nun hinzu, wie er in der Zeit auch anderes, auch Anzeigen und Beurteilungen schrieb, manches, wovon in den Briefen schon viel eher als gedruckt zu lesen; nehmen wir seine zwei oder drei Vorlesungen hinzu und was in dieser Zeit, 1828/29, noch besonders hinzu kam, die Dekanatsgeschäfte, welche er selbst für ziemlich bedeutend erklärt, so werden wir immer wieder zugeben, der Mann mußte fleißig, sogar ausnehmend fleißig sein.

Solch ein anderes ist wie zum Beispiel und um das hier vorweg zu nehmen, wovon Bopp nachher an Burnouf schrieb: „Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie meinen Artikel über die Wurzeln aus den Wiener Jahrbüchern kennen.“ Das ist eine Anzeige des Rosenschen Wurzelbuches vom Jahre 1828 und ein Aufsatz, der in mancher Hinsicht einen Fortschritt bedeutet gegenüber der Wurzeltheorie in der akademischen Abhandlung. — Erklärt wird, wie die indischen Grammatiker zum Erkennen und Aufstellen von Wurzeln gekommen, durch Abstraktion, wie Bopp meint. Sie haben darin nicht Einsilbigkeit für wesentlich gehalten, noch auf eine bestimmte Zahl von Konsonanten gesehen. Dagegen haben sie auf ihre Wurzeln auch solche Wörter zurückgeführt, die nach ihrer Natur oder Bedeutung solcher Herleitung widerstrebten. Um den Unterschied von sanskritischen und semitischen Wurzeln wieder aufzuweisen, vergleicht Bopp eine Anzahl von beiden, dem Arabischen und Altindischen, wie er meint, gemeinschaftlichen Wurzeln. Er findet die bekannten vorausgesetzten Eigenheiten. Im Sanskritischen sieht er die „anziehende und befriedigende“ Möglichkeit eine Fülle von Wörtern (aus Zusammensetzung) „auf eine kleine Anzahl von

Urstoffen zurück zu führen“, während es ihm im Semitischen „abstoßend“ erscheint, in der ganzen Menge von Zeitwörtern, einem unangemessenen Reichtum, nur „die positive Entscheidung des Sprachgebrauchs“ zu haben. Dort werde Verstand und Phantasie, hier nur das Gedächtnis in anspruch genommen. — Wir wollen hier nicht weiter nachsprechen, auch keine Einsprache versuchen.

Mit recht aber erhebt Bopp den Vorzug des Rosenschen Werkes gegen die Aufstellungen seiner Vorgänger, eines Carey und Wilkins nach indischen Vorlagen. Nicht zwar überall kann er die aufgestellten Bedeutungen und deren Ordnung billigen, doch meistens für gut und recht und zuverlässig anerkennen. Auch hebt er rühmend hervor, daß Rosen in der Worttrennung weiter gegangen als bisher üblich gewesen. Das war nämlich ein Gegenstand vielen Zauderns und Haderns bei den ersten Sanskritjüngern und Schreibern. Und Bopp erklärt bei dieser Gelegenheit, wieviel weiter und warum wir hierin so viel weiter gehen sollen als die indischen Handschriften. Nur nicht so weit wie Wilh. von Humboldt, der im Jahr zuvor einer unbedingten Worttrennung und Einführung der Interpunktion das Wort geredet, der um des willen in einer Anzeige auch den Herausgeber des Ghaṭaparkaram getadelt und in einem seiner Briefe an Bopp sich ebendahin ausgesprochen. „Dursch“, schrieb Humboldt, „hätte sein schon löcheriges Gefäß immer noch mehr zerschlagen können“<sup>47</sup>.

In seiner Ausgabe von Sanskrittexten — *Diluvium cum tribus aliis Mahâbhârati praestantissimis episodiis* — hat Bopp nun in dieser Hinsicht soviel und mehr getan als früher und mehr als er wohl selbst und andre später für gut hielten. Doch wollen wir uns diese Ausgabe kurz nach ihrem Inhalte ansehen.

Da war zuerst das Diluvium, die Sintflut- oder „Fisch-Erzählung“, weil Brahma dem Manu, wie erzählt wird, in Fischgestalt erschienen, ihm den Eintritt einer großen Flut, den Untergang aller Wesen und seine Rettung auf einem großen Schiffe verkündet. Es ist die epische Form der Sage, welche älter und einfacher schon im Vedischen auftritt. — Ein anderes Stück bildet die Sâvitri-Episode, auch eine hübsche Erzählung von Gattentreue, die später noch mehrfach übersetzt ward. Sâvitri, eine einzige, wunderbar schöne

Königstochter hatte sich einem Prinzen verlobt, dem nur ein Jahr zu leben beschieden. Doch sie verläßt ihn nicht, ihre feste Anhänglichkeit befreit den geliebten sogar endlich aus der Fessel Yamas, des Todesgottes. — Das dritte Stück erzählt den „Raub der Draupadi“ oder Drupadatochter oder Krishnâ, der schönen Pândavagattin. Sie wurde während der Abwesenheit ihrer Gatten von Jagadratha, einem Sindhukönig gewaltsam entführt. Und dieß und ihre Wiedergewinnung bildet eines der vielen Abenteuer, welche die Pândusöhne in ihrer Waldeinsamkeit zu bestehen hatten. — Endlich das vierte und letzte Stück, die Rückkehr Arjunas aus Indras Himmel. Das ist die Erzählung von wunderbaren Erlebnissen und Abenteuern des Helden, wie sie das Epos diesen selbst seinen Brüdern berichten läßt.

Sämtliche Stücke sind aus dem dritten Buche des M. Bhârata und durch Bopps Text und deutsche Uebersetzung zuerst bekannt gegeben. Letztere, „die Sündflut nebst drei andern Episoden“, erschien in kleiner gesonderter Ausgabe noch vor dem vollendeten Textdruck, beide unter der Jahreszahl 1829. Eine lateinische Uebersetzung und Erklärung blieb versprochen.

Nun mochte Schlegel immerhin sagen, wie er es in einem Briefe an Bopp später getan<sup>48</sup>. Die Wahl des Nalus hielt er für die glücklichste von der Welt; seine übrigen Episoden aber seien ihm zu fragmentarisch, zu sehr aus dem Zusammenhang gerissen. Warum Bopp nicht lieber etwas ganzes, etwa das erste Buch gäbe, um den Gang und Charakter des Gedichts besser kennen zu lehren, mit andern Worten, warum er nicht lieber ihn selbst sich zum Muster nähme, der nun den ersten Band seines Râmâyana ihm zum Gegengeschenk machte, auch den fertigen Druck seines Hitopadeça anzeigen konnte, den er mit Lassen zusammen herausgegeben. Doch es war dieß ein geringster von den Vorwürfen dieses Schlegel'schen Briefes — so echt „schlegelisch“, mit Humboldt zu sprechen.

In seiner Vorrede zum Râmâyana, 1829, hatte Schlegel eine stattliche Reihe von Namen aufgeführt, solcher, die ihn bei der Herausgabe mit Rat und Hilfe unterstützt, auf deren Freundschaft er sich dankend berief. Franz Bopp ist nicht darunter. Den Ber-

liner Professor hat er zuvor gelegentlich als Herausgeber des Nalus genannt, dem er eine Menge Bemerkungen betreffs verdächtiger Verse gemacht, der „gelehrt und gewissenhaft“, doch, wie schon gesagt, ihm viel zu schüchtern zu werke gegangen. Dafs er diesem schüchternen Gelehrten seine Sanskritkenntnis zu verdanken, ein tagtägliches Lesen und Ueben im Râmâyana, das zu sagen konnte Schlegel nicht über sich gewinnen. — „Schlegelischer gibt es nichts auf Erden“, schreibt Humboldt.

Er mochte übrigens im Prinzip nicht unrecht haben, der Schlegel. — Rosen, welcher im Frühsommer längere Zeit in Paris war und dort mit deutschen und französischen Gelehrten angenehm verkehrte, erzählt von Burnouf, dafs er damit beschäftigt sei, den Agni-Purâna herauszugeben. Derselbe sei für die Herausgabe ganzer Werke, da „jede Art von Excerpten von der eigentümlichen wissenschaftlichen Richtung des excerptierenden abhänge“, die späterhin mit dem Bedürfnis einer Gesamtausgabe, „unbrauchbar“ werde. Er glaube wohl, dafs dieß „dem Princip nach“ richtig sein möge. — So mochte es richtig oder richtiger sein, sogleich den ganzen Mahâ-Bharata herauszugeben, richtig oder richtiger vielleicht auch mit Sprachlehre auf eine umfassende Kenntnis der gesamten Literatur, der allerhand Sprachdenkmäler zu warten, mit Sanskritgrammatik auf die des altvedischen und der altindischen Grammatiker. Nur, dafs man in Wissenschaft wie im Leben nicht immer am besten „nach dem Prinzip“ fährt, dafs ein besseres sogar oft und bestimmt als ein Feind des guten sich erweist. Wie es nach solchem Prinzip überall geworden wäre, mit unserer Kenntnis vom Sanskrit, mit unserer Wissenschaft von der Sprache, mit anderem ferner, das ist glücklicherweise nun ein müßiges Fragen.

Anfangs September schrieb Rosen wieder an seinen Lehrer nach Mommenheim. Der hatte jene Ausgaben, die ihm andere als Schlegel, die ihm ein Humboldt, Rückert, auch Windischmann herzlichst verdankten, schon fertig, auch schon eine Hälfte seines Glossars, auch schon die lateinische Bearbeitung eines Stücks seiner Grammatik, als er in die Ferien und wie meistens später allein zu seiner Familie an den Rhein gegangen. Hier konnte er unbehellig und zwanglos wie er wollte mit klein und groß verkehren.

Oder auch gar nicht verkehren. Da kannte doch jedes Kind, wie man ihn hieß, den berühmten und freundlichen Sprachmeister aus Berlin.

Was ihm Rosen schrieb war wenig erfreulich. Er war damals zurück gewichen vor der Schwierigkeit seiner Rigvedastudien. Er war vorerst, wie ihm geraten, zu anderem übergegangen, das ihm gewissere Resultate versprach; er hatte auch mit dem Pāli begonnen. Dabei lag ihm Rückerts Misfallen auf der Seele und dessen Aeußerungen über seine Hariri-Anzeige. Er meldete seinen Austritt aus der Gesellschaft der Berliner Jahrbücher und wollte seine Anzeige des Boppschen Lehrgebäudes lieber ungedruckt lassen<sup>49</sup>.

So schlimm hatte es Rückert nicht gemeint. Er war kein Schlegel, war eine harmlose Dichternatur, harmlos wie seine Reime, darein er Bopps Nala umgedichtet. Und Bopp hatte es sich auch nicht nehmen lassen dieses Fr. Rückertsche Nal und Damajanti, auch noch im Jahre 1828 in den Jahrbüchern anzuzeigen. Er lobte „die schönen Rhythmen des Bearbeiters, die leichte und freie Bewegung seiner Verse“, vermerkte „einen schönen Wettstreit zwischen der antiken großartigen Einfachheit des indischen Originals und seiner lebensvollen deutschen Inkarnation“ u. m. dergl., dessen sich der Erlanger Freund und Kollege kaum versehen. In seinem Briefe darauf bittet der wieder, ihm unter andern ein Gedicht zu besorgen, das dem Kālidāsa zugeschrieben und wie er gehört noch künstlicher sei als jenes, um dessen Herausgabe sich Dursch so unverdient rühmt — Nalodaya, „Nalas Ausgang“ geheißen. Das kleine Kunstepos wurde bald darnach von Ferd. Benary, dem andern Schüler Bopps ediert, 1830, und die Ausgabe wie die des Diluvium und der andern Episoden in einem selben Bande der Jahrbücher durch Rückert besprochen<sup>50</sup>.

„Vor allem meinen herzlichsten Wunsch, daß Gott Ihnen und Ihrer lieben guten Frau und Ihrem Kindlein Seinen heiligen Segen im neuen Jahr geben . . möge“, schreibt Windischmann an Bopp und dankt von Herzen für dessen „schönes Neujahrsgeschenk“. Dieß (die Episoden offenbar) sei „gerade an der rechten Stelle gekommen. Solche kleine schöne Fügungen Gottes gehen seit dem

Anfang der Arbeit (über indische Philosophie) mit mir, und ich kann nicht genug danken.“

Damit begann für das Jahr 1829 wieder ein lebhafter Briefverkehr, d. h. lebhaft von seiten Windischmanns, denn von Bopp haben wir aus diesem Jahre und überhaupt nur noch einen Brief an den guten alten. Er hatte eben seine „Sinica“ herausgegeben, ein Buch über chinesische Weisheit, und nur bedauert, dabei nicht einen Rémusat in der Nähe gehabt zu haben, wie für seine „Indica“ nun die hilfreiche Hand eines Lassen. Lassen hatte ihm auch von einem Fragment indischer Naturphilosophie im zwölften Buche des M. Bhârata gesprochen, das ihm Bopp mitteilen soll, aber bald, schreibt er, „da der Druck schon beim fünften Bogen ist“. Wir wollen hoffen, daß ihm Bopp bestmöglichst seinen Willen getan. Leicht wars gerade nicht.

Uebrigens hat Windischmann im Laufe des Jahres noch mancherlei über Personen und Sachen. Er hats mit dem Hegel wie der andere mit dem Schlegel, hat auch nichts mehr dagegen, daß Bopp diesem einmal etwas „abgegeben“. Das könne dem „eitlen Freund“ gar nicht schaden. Er hat dann Fragen und Anliegen betreffs seiner Indica, hat am Ende auch Bopps Versprechen das fertige Werk anzuzeigen, dem sich dieser nun zu entziehen wünscht und darum seinen Brief schreibt. Er sei „zu voreilig gewesen mit dem Versprechen“, habe die spekulative Philosophie um sein „selbständiges Feld von Untersuchungen“, das er an der Sprachwissenschaft gewonnen, ganz verlassen, und wer sich der Philosophie nicht ganz hingeben könne, der müsse darauf verzichten, fühle er, „über ein so gediegenes philosophisches Werk öffentlich zu reden“. Der Spruch war nicht der rechte; die Erklärung half nicht. „Aber so leicht“, antwortet Windischmann, „so leicht, mein alter Freund, wie Sie mir ent schlüpfen wollen, lasse ich Sie nicht los“<sup>54</sup>.

Indessen haben diese und die folgenden Schreiben Windischmanns noch etwas besonderes für Bopp, etwas was gewöhnlich am Rande oder Schlusse kurz bemerkt den Empfänger vielleicht eben so sehr oder mehr berührte als der ganze übrige Inhalt. Das betraf seinen Bruder Friedrich, der damals in Bonn studierte oder als Prüfungskandidat sich aufhielt.

Wir begreifen, warum der alte Bopp um diesen seinen ältesten recht bekümmert gewesen. In einem Alter, darin andere längst mit sich und ihrem Beruf und Leben im reinen sind, fieng der noch einmal zu studieren an, griechische Grammatik und griechische Syntax zu lernen, alsbald den Plato zu lesen, den Epiktet, den Anakreon, der ihm wenig Vergnügen macht, den Thukydides und anderes nötiges und unnötiges. Gewiß wohl aus innerem Trieb und Wissensdrang, aber möglich auch, daß ihm die Lorbeeren seines Bruders Franz reizender vorkamen als die Weinstöcke und Kohlstrünke des Jakob. Das war 1825. Später möchte er in Heidelberg studieren, sofern dieß seiner Anstellung in Preußen nicht nachteilig sei; er möchte da, so schreibt er wieder im Juni 1827, „außer den Klassikern, Geschichte und philosophische Kollegia hören und zuletzt promovieren“. Er hat auch schon ein Elaborat unter Händen, das ihm gedruckt statt Dissertation gelten müßte, einen andern „Schrevelius“, ein Buch, soviel wir verstehen, das alle griechischen Wortformen nach vokalischen Ausgängen bringt, finden oder suchen läßt. Und über das alles soll der Franz sich aussprechen, seine Absichten beim Vater unterstützen. Er habe, sagte der Friedrich, fünfhundert Gulden verstudiert: „was soll ich denn mit meinem Vermögen machen? ein Zimmer damit möblieren? wenn ich gehörig studiert und promoviert habe, kann ich in der Welt mein Glück suchen wo ich will“<sup>52</sup>.

Das war 1829 der Lehramtskandidat in Bonn, über den Windischmann nebenher berichtet: „Ihr Bruder ist ein treuer guter Mann, ist sehr fleißig; ich hoffe, er wird ein gutes Examen machen.“ Aber er war kein gesunder Mann, dieser Friedrich Bopp, häufig augen- und magenleidend, war bei allem immer so, wie wir denken können, daß ein Student von seinem Alter, von so unfester Körper- und Geistesverfassung eben sein kann. — Und dieß mag hier vorerst genügen.

Wie aber Franz Bopp nach den Ferien weiter vor- und rüstig arbeitend ins Jahr 1829 eingieng, das zeigen uns wieder am besten die Briefe Humboldts. Dem wurde auch von der lateinischen Bearbeitung der Grammatik Stück für Stück vorgelegt. Im ganzen

fand er die Uebertragung gut und treffend, die einzelnen Regeln klar und deutlich gefaßt und sich selbst mit ihrem Inhalt in Uebereinstimmung. Geziemend und höflich, aber unverholen äußerte er anders auch seine Zweifel und Bedenken. So wollte ihm die Einteilung der Kasus selbst in starke und schwache nicht zusagen, da es vorkomme, daß ein und derselbe Kasus beiderlei Natur zeige; so war er abhold jeder unnötigen Einführung einer neuen Terminologie; so widerrät er zu einem besondern Fall überhaupt mutmaßliches ohne vorbehalt in ein Lehrbuch aufzunehmen, gar tief in Dinge einzugehen, die ihm, wie er sagt, „in ein Raisonement über Grammatik, nicht in eine Grammatik zu gehören scheinen“,<sup>53</sup> und so gewiß mit recht.

Man sieht da, die beiden, der Philosoph und der Grammatiker, erwogen alles sorgfältig, jeden Ausdruck, auch Bopp seinerseits in dem was ihm von Humboldt zukam. Der Verkehr war ein treulicher, auf gegenseitige Förderung bedachter und auf gegenseitiger Schätzung beruhender Austausch geistiger Erzeugnisse, und dabei wahrte jeder die natürlichen Grenzen seines Gebiets.

Und in dieser Zeit, den ersten Monaten des Jahres 1829, da Bopp fleißig an seiner Grammatik arbeitete und Humboldt dazu seine Bemerkungen gab, und sie sich außerdem noch in einem besondern Stück der allgemeinen und vergleichenden Sprachlehre begegneten, in derselben Zeit beschwerte Bangen und Hoffen die befreundeten Herzen der beiden Männer. Humboldt zitterte damals aufs ängstlichste um das zarte Leben seiner Gattin; ein kurzes, sein Hoffen erweckendes Aufflackern, und dann gegen Ende des März ihr Tod, der ihn vereinsamt ließ in seiner Einsamkeit. Innigsten Anteil nahm Bopp an diesem Leide, und er hatte nun immer an die Gefahr zu denken, welche sein eigenes häusliches Glück schon einmal bedroht. — Dann kam der Mai und gegen Ende, nach mehrmonatlichem Schweigen, wieder der erste Brief Humboldts. Darin war zuerst von wissenschaftlichem gesprochen — von Bopps „ungemein gut gefallender“ und wohl getroffener Uebersetzung und von der ersehnten Fortsetzung seiner Grammatik, von Schlegel und dem einen und andern „schlegelschen“, von Burnoufs wichtiger Zendforschung und dessen schon vermeintlichem

Verstehen, von Colebrookes „ungenießbarer“ Grammatik und seinem Amara-Kosha, und zuletzt — wie sie beide, Humboldt und seine Tochter, sich über die glückliche Entbindung herzlich gefreut. Das war der erfüllte Neujahrsegen Windischmanns, wozu auch dieser jetzt die gesegnete Familie beglückwünschte<sup>54</sup>. Franz Bopp hatte von seiner Frau einen Sohn erhalten, den er Alexander hieß nach dem Namen des jüngern Humboldt, der ihm von den beiden zuerst begegnet.

Das war um Pfingsten, und um Pfingsten schrieb auch Rückert wieder an Bopp und verdankte die ihm geschenkten Episoden. An der Fischerzählung sei nicht viel, weil darin vom Fisch so viel sei und von der Flut so wenig. Aber die anfangs langweilige Savitri werde später hübsch, „ein würdiges Gegenstück zur Damayanti“. Und, vom dritten hier abgesehen, zeige numero vier, „daß Indra seinen Herrn Sohn nicht zum Spaß in seinen Himmel hat holen lassen“. Beide Stücke, das von der Auffahrt und dieses hier, ergänzten einander, schlossen aber in künstlerischer Beziehung einander aus und könnten schwerlich mit einander entstanden sein. Wie wunderlich erschiene doch die Komposition des Mahâbhârata! — „Wäre doch nur Ihr Glossar fertig!“ seufzt Rückert; er möchte die Episoden nochmals und so vieles andere noch lesen<sup>55</sup>.

Man hatte sich damals auf die so gen. Purâna-Literatur viel geworfen. Schon der Name übte Anziehung. Und viel leichter erschien diesem „älteren“ oder „vormaligen“ als jenem ältesten, den Veda beizukommen. Wie bei Burnouf und Rosen so wars jetzt bei Stenzler. Er war von Berlin nach Bonn und von da nach Paris gegangen und gab dann mit einem Spezzimen vom Brahma-Vaivartâ-Purâna, 1829, auch eine erste Probe seiner Sanskritkenntnis.

Und der und die anderen hatten ihr Sanskrit bei Bopp geholt, aus seiner Schule, seinem „Lehrgebäude“, woher es auch holten, die nach ihnen kamen, die sieben, zwölf oder vierzehn, die für gewöhnlich an seinen Vorlesungen über Sanskritgrammatik, die drei bis sechs, welche durchschnittlich an seinen „auserlesenen Episoden“ des M. Bhârata teil nahmen. Sie kamen auch alle aus mit diesem Unterricht. Und wo sie nicht auskamen, weil noch

unbekanntes ihnen aufstieß, älteres, vedisches, da war doch immer Raum im Gebäude, eine Stelle im Fachwerk, um später erkanntes passend anzubringen. Sie hatten das verhältnismäßig leicht und gut gelernt, unvergleichlich leichter und besser als das früher möglich gewesen. Die Werke der Jünger lobten das Werk ihres Meisters. — Was wollten denn nun die Bonner Sanskritgelehrten, was wollte Schlegel, was Chr. Lassen, da er „über Herrn Professor Bopps grammatisches System der Sanskritsprache“ schrieb, nicht sowohl eine Anzeige als vielmehr eine Gegenschrift? Denn das war die letzte große Stück der „Indischen Bibliothek“ zu großem Teil, in Ton und Haltung. Doch zuerst was Schlegel schrieb.

„In Ihrer Grammatik“, schreibt Schlegel, „habe ich manche feine Bemerkungen, auch einige mir neue gefunden; aber ich habe auch, wie es zu gehen pflegt, gegen Methode und Inhalt allerlei Einwendungen zu machen. Zuvörderst gegen den Titel.“ — Und damit rückt Schlegel vor, wie die Grammatik zwar weit mehr enthielte als „für den nächsten praktischen Zweck“ unentbehrlich sei, aber doch nicht leiste was „ein ausführliches System des Sanskrit“ da leisten sollte, „den kritischen Herausgeber alter Texte in den stand setzen, in allen Fällen über die grammatische und orthographische Richtigkeit der Lesearten zu entscheiden“. Ein Beispiel wird angeführt, wirklich nur eines (die Lingualisierung des Nasals) — und dann wird der Pânini vorgeschoben, „die Autorität der alten Grammatiker“. Das sei ja vortrefflich, meint der Schreiber, „die Bildung des Sanskrit genetisch zu begreifen“, und ein Hauptmittel, das den Indischen Grammatikern fehle, die Sprachverglei- chung. Aber darüber hinaus bleibe „doch alles konjunktural, ohne historische Grundlage“. Solche sei vorhanden: „der abweichende Sprachgebrauch der Vedas“. Er könne sich nicht genug verwun- dern, daß Bopp sich um diesen gar nicht bekümmert. „Im Pânini und dem (!) Siddhânta-Kaumudî stehen hunderte von Bemerkungen darüber. Z. B.“ — Nun wieder eines (*dhi*, als ursprüngl. Imperativendung), eine Vermutung Bopps, die dort als Tatsache gegeben. Den indischen Grammatikern sollte dergleichen entgangen sein? „Schwerlich — versichert Schlegel — falls Ihre Lesearten und Ihre Erklärungen die richtigen sind. Es sind nicht Leute

darnach, sich irgend etwas entgehen zu lassen“<sup>56</sup>. — Doch schon genug der Schlegeleien.

Schlegel weiß hier was Lassen weiß, der gleichzeitig mit Rosen den Pānini studiert, ja, wir dürfen kühn behaupten, er hat hier seine ganze Weisheit von Lassen, und dieser, der jüngere tüchtigere, der ihm die Waffen zubringt, muß sie später auch für ihn gebrauchen. — Und Franz Bopp? — Wir haben sein Antwortschreiben an Aug. Wilh. von Schlegel, davon Lassen dann Kenntniss erhielt, aber auch andere, Freunde Bopps, denen es wohl ausnehmend gefallen.

Der Anfang des Schreibens ist herzliche Danksagung. Bopp verdankt des „Freundes“ — „treffliche Ausgabe eines Teils des Rāmāyana“, dessen Erscheinen er „längst mit der gespanntesten Erwartung entgegen gesehen“. — Das ist natürlich ernst gemeint, auch weiter. „Sie leisten dadurch der Indischen Philologie einen ungemeinen Dienst — schreibt er — da Sie durch Lassens dankbar anzuerkennende Bemühungen alles Material zu einer guten Ausgabe in Händen und ein weites Feld vor sich hatten, Ihre bewährte Kritik zu üben.“ Er habe den ganzen Band, wenn auch nur flüchtig gelesen, und „nur wenige Fehler“ wahrgenommen, darauf er sich erlaube, ihn aufmerksam zu machen. Und das ist wohl nur höflich gesagt, denn die „wenigen“ sind doch eine ganze Anzahl und darunter eben Versündigungen gegen jene Regel, welche Schlegel (als Beispiel) in seinem Briefe „so hart mitgenommen“ — ein ernster, wohlangebrachter, verdienter Schlag auf die Eitelkeit.

Nun zur Grammatik. — Das Prädikat „ausführlich“ sei ihm so anstößig? warum doch? er habe es gewählt, weil er sich „durch keine äußern Rücksichten in engere Grenzen wollte einschließen lassen, als der wissenschaftliche, nicht praktische Standpunkt gestattet“, von dem er ausgegangen. Sei er gleichwohl „weniger voluminös“ als seine Vorgänger geworden, so sei das begründet „in der systematischen Sprachentwicklung“, die er verfolge, und „in der Weglassung von allem was ins Wörterbuch gehört“. Er hätte vielleicht „kritisch“ oder „organisch“ wählen können. Aber kritisch müsse natürlich jede Grammatik sein, die „nicht bloß ohne eigenes freies Urteil auf die Autorität der National-

Grammatiker sich stütze“, die nicht „den ganz unwissenschaftlichen Gesichtspunkt verfolge, zum mechanischen Verständnis der Schriftsteller eine praktische Anleitung zu geben“. Solche praktische Tendenz sei „ganz entgegen der höheren wissenschaftlichen Richtung“. — Die indischen Grammatiker „stellen bloß todte Massen zusammen und vergessen den organischen Zusammenhang hinein zu bringen“. Aus dieser Schule seien seine Vorgänger alle hervorgegangen, die „ohne selbständige Forschung und Zuziehung der Sprache selbst bloß nachsprechen“. Er verkenne nicht die Verdienste dieser Leute, eines Wilkins, Forster, Colebrooke u. a.; aber sein Ziel sei ein anderes. Auch halte er das Studium der indischen Grammatiker gar nicht für fruchtlos; er habe seinen geschicktesten Schülern das Kommentieren ihres Systems als Desideratum dargestellt. Nur er selbst möge diese Arbeit nicht unternehmen, so lange nicht, als ihn noch „ein selbständiges Forschen und das Streben, die Sprache durch sich selbst zu begreifen und die Gesetze zu erkennen, nach denen sie sich entfalte, zu neuen Resultaten“ führe.

Schon im ersten Hefte seiner Indischen Bibliothek habe jener, Schlegel, „den Scharfsinn der indischen Grammatiker“ gerühmt. Resultate daraus habe er aber seit jener Zeit noch keine geliefert. Nicht doch genug sei es, zu sagen: „es sind nicht Leute darnach“. „Da Sie Pânini so sehr rühmen und auf ihn verweisen, so muß ich voraussetzen, daß Sie ihn ganz gelesen haben, und somit werden Sie auch wissen, was ihm von den Ansichten, die ich in meinem Konjugationssystem oder Lehrgebäude entwickelt habe, entgangen ist oder nicht.“ Folgen Beispiele. — „Daß die indischen Grammatiker die Vedas nicht ganz unerwähnt lassen“, mußte man wohl erwarten. Er aber möchte die Sprache der Veda lieber aus ihnen selbst als „kümmerlich und zerstreut“ aus den Grammatiken lernen. Das sei „ein wahrer Triumph“ für die Richtung, die er verfolge und von der jener abmahne, daß was er aus theoretischen Gründen und mit Hilfe der Vergleichung als älteste Formen ansetze, sich nun auch factisch bestätige. (Was Lassen im Pânini gefunden und darüber an Humboldt geschrieben — *dhi*, als primitive Endung — das habe er, Lassen nämlich, schon in seiner lat. Gram-

matik lesen können, die er in händen gehabt. Auch Rosen habe in den Veda manches grammatisch wichtige gefunden.) Wenn es an der Zeit und Material genug vorhanden sei, wolle er einen Anhang über die Vedasprache geben.

Seine Grammatik, erklärt Bopp, sei nicht entstanden, wie Schlegel sie herabwürdigend sage, dadurch, daß er Wilkins durch Forster widerlege, daß er die beiden vergleiche, sondern dadurch, daß er „über beide nach durchgreifenden Sprachgesetzen richte“. Nicht doch geringschätzig, nicht herabsetzend (so wie jener seine Vorgänger in der Herausgabe des Rāmâyana) habe er des Wilkins zuweilen, seiner Versehen erwähnt, sondern „notgedrungen“, um die autoritätsgläubigen sich bei ihrem Glauben nicht beruhigen, nicht seine eigenen Abweichungen für „Fehler oder Druckfehler“ halten zu lassen. Die „hartnäckigen“ aber, deren Schlegel in seinem Briefe gedenke, „die kein sprachwissenschaftliches Urteil habend zwischen Autoritäten schwanken — die lieber an einer altenglischen festhielten als eine deutsche, wohl begründete anerkannten — solche hartnäckigen Leser achte er keiner Berücksichtigung wert; er werde sie „auch nie zur wissenschaftlichen Sprachforschung bilden können“<sup>57</sup>.

Dieß, sollten wir meinen, dürfte auch genügen. — Franz Bopp war doch nicht umsonst Göttinger Student gewesen, dort oder wo sonst immer auch schlagfertig und geübt geworden, den Hieben eines Gegners zu begegnen, dessen Blößen sogar gewandt und fest wahrzunehmen. — Schlegel war damit gründlich abgeführt. „Sie werden mir verzeihen, wenn ich künftig briefliche Erörterungen über diese Gegenstände vermeide“, schrieb er nach einiger Zeit und dieß in einem letzten Briefe, den wir von ihm haben.

Er hatte noch seinen Waffenträger, Christian Lassen. Der konnte und sollte den Kampf aufnehmen.

Sie war gewiß nicht unbedeutend, Lassens Schrift, enthielt auch, „von manchen gewiß unhaltbaren Vermutungen abgesehen, manches schätzbare“, wie Rosen einmal gesagt, war im allgemeinen wohl tüchtig und lehrreich, nur im besonderen eben feindlich. Auch die Waffenschmiedekunst ist eine Kunst, und Waffen können ein Kunstwerk sein, und Waffenhandwerk gilt eines edeln Mannes

würdig. Nur daß ein edler Kämpfe zu rechter Frist und in gerechter Sache kämpfend erscheint.

Im allgemeinen und an der Spitze waren die Forderungen aufgestellt an denjenigen, der es unternimmt, die Grammatik einer Sprache zu lehren. Gefordert wird „eine vollständige Kenntnis seines Stoffs“ — Kenntnis der Sprachdenkmäler in ihrem ganzen Umfang, von jedweder Art und in jeder Richtung, mit kritischer Behandlung aller Ueberlieferung. Wo einheimische Grammatik dem vorgearbeitet, ist das Geschäft kein leichteres, jene Forderung nicht zu erlassen: es müssen vielmehr die Texte dieser Grammatiker kritisch geprüft, hergestellt und voll verstanden, ihre Theorie prüfend erfaßt, ihre Lehren im einzelnen erwogen werden. Dieß, diese Forderungen, wie weit ihnen Bopp in seinem deutschen und, soweit erschienen, in seinem lateinischen Werke einer Sanskrit-Grammatik gerecht geworden, dieß eben bildet die Grundlage der Beurteilung.

Wir wollen uns dieses über hundert Seiten füllende Tentamen nun freilich nicht im einzelnen vorführen. Anhebend von dem Namen des Buches, „ausführliches Lehrgebäude“, wozu einerseits in betracht gegeben wird, „daß das Sanskrit vollständig auf uns herabgekommen“, und andererseits, wie weit bis dahin Sanskritliteratur bekannt geworden — von da an, können wir sehen, fallen die Streiche auf den Gegner, geschickt, kunstgerecht geführt und doch nicht haftend, und doch wie spurlos ableitend. — Da, so behauptet Lassen, „wir bei dem Sanskrit noch in dem Falle sind, eine einigermaßen vollständige und sichere Kenntnis nicht aus den Texten allein nach ihrer Kritik und Exegese schöpfen zu können“, so werden wir „genötigt, zu den eingebornen Lehrern der Sprache unsere Zuflucht zu nehmen“. Wie ist das geschehen? sind die Originaltexte der ältesten Meister — der Frager kannte sie wohl selbst noch lange nicht — oder sind die nach ihnen berichtenden Engländer und welche zu rate gezogen? und was ist im ganzen, im einzelnen als Folge dieses Verfahrens anzusehen? — Das Werk selbst, ließ sich antworten, so gut und glänzend es da ist, daran die Makel, die du suchst, wirklich oder vermeintlich siehst, keinen abbruch tun, um so weniger als es eben schon so gut und glänzend da hergestellt ist. —

Wir wollen nicht auf einzelnes eingehen. Diese Schrift oder Streitschrift Lassens ist gedruckt. Nur noch erwähnt sei, was sich wohl wie „Seitenhiebe“ anläßt. So der bekannte Vorwurf zu großen Vertrauens auf den geschriebenen Buchstaben oder zu großer Scheu, „etwas in Belegstellen zu ändern“; so der beiläufige Vermerk, später einmal bei mehr Muße „der edeln altrömischen Sprache eine größere Aufmerksamkeit zu widmen“ u. a. dergl. Und auch nur noch auf den Schluß sei kurz verwiesen.

Am Schlusse pflegen die Gegner einander die Hand zu reichen, sich wenigstens äußerlich zu versöhnen. — Bopp, sagt Lassen, hat mit dem Stoffe, den er aus Wilkins und Forster gewonnen, „getan was seines Amtes war“; er hat „ihn anders geordnet, anders aufgefaßt“. Dafs er „seine beiden Vorgänger hierin übertroffen“, sei unzweifelhaft; „er ist — erklärt Lassen — weit genauer als Wilkins, klarer als Forster, kürzer als beide“. Und nichts sonst? Die Aufzählung der „einzelnen neuen Ansichten“ des Verfassers, ihm eigentümlicher und, wie zugegeben, auch richtiger, „würde — nach Lassen — eine kleinliche Sucht des Lobens verraten“, womit Bopp selbst „wenig zufrieden sein dürfte“. Und es wäre auch „solche Aufzählung unbillig“, meint Lassen, ohne „eine Abrechnung zwischen Hrn. Bopp und seinen indischen Vorgängern“. Denn „den algebraischen Formeln der indischen Grammatiker ihre begriffsmäßige Geltung“ unterlegend würden wir finden, „dafs sie häufig dieselben Ansichten vorgetragen haben, nur auf andere Weise“. — Ein „offenes Bekenntnis“ — einen „Durchzieher“ in Paukantensprache — „dafs wir noch lange nicht zu der Stufe der Indischen Sprachkenntnis gekommen sein würden, auf welcher wir gegenwärtig sind“, sagt Lassen, „wenn die Indischen Grammatiker nicht ein so vorzügliches und scharfsinniges System ihrer Sprache aufgestellt hätten“. — Das heißt: was Bopp geleistet, gut und richtig gegeben, ist (mittelbar) Verdienst der altindischen Grammatiker, und Schuld seiner Nichtachtung oder Nichtberatung der altindischen Grammatiker ist was er versehen, was er noch nicht oder unrichtig gegeben. — Fürwahr, das ist alles weniger als versöhnlich, ist nur auch weniger Lassen als — Schlegel.

Im grunde waren die Angriffe beider die gleichen geblieben,

und das Antwortschreiben, das Bopp an den einen gerichtet, konnte im wesentlichen auch dem andern dienen. Bei Lassen — er stritt für die Ehre der Schlegel, indem er für die Ehre der indischen Grammatiker eintrat — das wußte jeder, war es „der fremde Einfluß“ gewesen, und dieser, der fremde Einfluß „war wohl immer zu fürchten“. So sagt Humboldt später, da er mitteilt, er habe dem andern sein Unrecht, nämlich die „Schärfe“ seiner Aeußerungen vorgestellt „und ihn zur Friedfertigkeit ermahnt“. Denn wiederholt hatte ihm Lassen nachmals geschrieben, er habe mit seiner Abhandlung „durchaus nichts feindseliges“ gegen Bopp im Sinne gehabt<sup>58</sup>. — Man kennt das Sprichwort von Entschuldigung und Selbstanklage, auf französisch so kurz und geläufig ausgedrückt. Andererseits war niemand für Belehrungen und nachgewiesene Irrtümer zugänglicher, auch niemand dankbarer als es Bopp gewesen.

Nur auf kurze Zeit war er im Herbst 1829 in die Ferien gegangen. Unbeirrt hatte er seine rheinische Heim- und Erholungsstätten aufgesucht, und ebenso unbekümmert um noch drohende Angriffe war er nach Berlin zurückgekehrt, und hatte vor allem und neben allem die Weiterführung seiner lateinischen Sanskritgrammatik wieder aufgenommen. Ein Brief an den „Freund und Kollegen“ in Bonn — auch der letzte, den wir von Bopp an Schlegel besitzen — verdankt diesem und Dr. Lassen einen übersandten Teil ihrer gemeinschaftlichen Hitopadeça-Ausgabe, bittet „um geneigte Aufnahme“ des seinerseits überreichten ersten Teils seiner lateinischen Umarbeitung der Grammatik und verheißt nach Vollendung des eben im Druck befindlichen F. Benaryschen Nalodaya die volle Herstellung seines Sanskrit-Glossars<sup>59</sup>. — Das Jahr 1830 sollte den Sanskritschülern dieß und anderes bringen.

---

### Drittes Kapitel.

Im Weiterwirken. Abschließen und Vorarbeiten.

(1830—1832.)

„Sie läßt sich doch nicht weg *raisonnieren*“, hatte Wilhelm von Humboldt kürzlich an Bopp geschrieben, „die Autorität der Grammatiker“ nämlich. Auch Bopp sah das ein und lehrte, daß der Anfangsnasal einer Wurzel nach demselben Präfix (*pra*) in einigen Fällen „lingualisiert“ oder „cerebralisiert“ (*n* zu *ṅ*) werde, in anderen nicht, ohne einen Grund für diesen Unterschied herauszufinden. — Wichtigeres aber als dergleichen, darum die Bonner Sanskritgelehrten mit dem Berliner Sprachmeister haderten, wichtigeres als die berufene Autorität der indischen Grammatiker, erregte und bewegte bald die Gemüter der Zeitgenossen.

An fünfzehn Jahre hatte man Ruhe und Frieden genossen, hatte an Ruhe und Frieden sich gewöhnt. Da kamen die letzten Wochen von 1829, die Januar- und Märztage von 1830, die Vorboten der Julirevolution, und vor die Seele Bopps und anderer traten die Krieger- und Schreckensbilder ihrer Jugend.

Damals, in den letzten Monaten von 1829 und in den ersten von 1830, saß Humboldt auf seinem Landgute in Tegel, „friedlich“, so sehr er das war, einsam, zurückgezogen, innerlich ruhig, so sehr er das wollte und konnte. Er arbeitete an seinem großen sprachwissenschaftlichen Werk. Selten kam er zur Stadt, eben so selten sah er Freunde bei sich, auch Franz Bopp nur wenig und selten; „und diese Entfernung gerade von Ihnen, liebster Freund, tut mir unendlich leid“, schrieb er. „Aber ich begreife, daß niemand in diesem Wetter auf das Land kommen kann, und mit meinem Entschluß, ganz an einem Orte und gerade hier zu leben, gibt mir doch jeder Tag mehr Ursach zufrieden zu sein“<sup>60</sup>.

Weniger zufrieden, auch weniger ruhig, innerlich und äußerlich, waren damals die Brüder Grimm. — „Ich sitze jetzt nur noch mit halbem Fuß in Cassel und ziehe Neujahr als Professor und Bibliothekar ins nahe Göttingen, welche Neuigkeit Sie hoffent-

lich mit freundschaftlicher Teilnahme vernehmen werden“, schreibt Jacob, mitte November 1829, und bittet auch Humboldt davon zu unterrichten. Dazu verspricht er nun bald einen Abschnitt seines dritten Teils (Deutscher Grammatik) zu übersenden, „worin vom Pronomen und Adverb gehandelt ist und allerhand kleine Entdeckungen vorgetragen werden“, erzählt von einem Besuche des Professor Rosen bei ihm, von einem neuen specimen ulphilanum, das er in den Wiener Jahrbüchern beurteilt, auch von einem Dr. Schmidt, einem andern Schüler, der Bopp Ehre mache, der ihm „eine sehr gelehrte Abhandlung über die Präpositionen“ geschickt und damit „wahres Vergnügen gemacht“, ob sie gleich „etwas schwer und künstlich geschrieben“<sup>61</sup>.

Und Bopp konnte man sehen, wie er den Druck seines Glossars und seines andern Nalus förderte, da weiter an seiner Sanskrit-Grammatik schrieb und weiter an den Vorbereitungen seines Hauptwerks, an seinen akademischen Abhandlungen. Mußte man da nicht wünschen, wie jener schon in den Tagen der ersten französischen Revolution gewünscht, daß doch die Fürsten ihren Völkern wahre Freiheit gewährten, daß Fürsten und Völker sich nicht sowohl des Friedens als vielmehr der „Friedlichkeit“ erfreuen könnten<sup>62</sup>. Denn Krieg und Umsturz und mehr noch der innere Sturm im Herzen sind geschworene Feinde fruchtbringender Arbeit und Wissenschaft.

Am 7. Januar 1830 las Bopp in der Akademie der Wissenschaften seine vierte Abhandlung zur „Vergleichenden Zergliederung des Sanskrits“ u. s. w., die sich mit ihrem besondern Titel — „Ueber einige Demonstrativ-Stämme und ihren Zusammenhang mit verschiedenen Präpositionen und Konjunktionen“ — in der Zeit und Reihenfolge, aber auch im Inhalte wieder wie unmittelbar an eine vorauf gehende Humboldt'sche anschließt. Humboldt hatte um mitte Dezember „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen“ gelesen. Allgemeine und besondere Sprachforschung trafen da zusammen.

Hier war es nun zuerst, daß Bopp der Zendsprache in seinen Darstellungen erwähnte, daß er die Erforschung, welche sie seit

seinem letzten Vortrag erfahren, und seine Teilnahme daran erkennen läßt, daß er ihre Zeugenschaft für seine Formenentwicklung aufruft. — Merkwürdig, eben in dem Punkte, worin er nachträglich ihr Zeugnis fordert — in der Nominativform des Demonstrativpronomens *ta* — bekundet sie entgegengesetztes Verhalten. Aber weit entfernt, seine Annahme zu entkräften, bewies dieß nur, daß „das Zend in mancher Beziehung den Urzustand der Sprache weniger treu als das Sanskrit und Griechische aufbewahrt hat“. Vollkommen richtig in diesem Fall. Wir können auch sagen, es beweise dieß, daß Analogie in Sprachformen sehr bald über Etymologie mächtig wird. — Uebrigens veranlaßt dieß auch gelegentlich zu zeigen, wie verschieden ein *s* (oder *a-s*) sich am Ende von Nominen verhalte, je nachdem es als der Kasus (Nominativ)-Bildung oder dem Stamme angehörig erscheint.

Nach dieser „Abschweifung“ kehrt Bopp zu den Pronomina zurück, zu Demonstrativstämmen, den vier verschiedenen — *i*, *a*, *ana* und *ima* — die unter eine Deklination sich vereinigt finden. Der Hinweis hierauf soll an „die Uebereinstimmung der verwandten Sprachen“ erinnern, um weiterhin den Zusammenhang dieser Pronomina „mit verschiedenen Präpositionen und Konjunktionen“ aufzuzeigen. Wie und mit welchen, das ist in der Abhandlung selbst nachzulesen.

Auch Bopp kommt da auf die erwähnte „treffliche Schrift“ seines Schülers Schmidt zu sprechen, welche seine schon früher in dieser Hinsicht dargelegte Ansicht „weiter verfolgt und durch scharfsinnige Beobachtungen unterstützt“. Er tritt ihm in einigem bei, macht aber darauf aufmerksam, wie es zur genügenden Beweisführung hier darauf ankomme, zu zeigen, daß eine Präposition „auch in ihrer weitem Umgebung“ in ihren Bildungsansätzen sich gewissermaßen notwendig als Ausfluß aus einer bestimmten Pronominalwurzel erweise; die Ableitungssilbe müsse auch in andern Pronominal-Erzeugnissen in der einen oder andern stammverwandten Sprache vorkommen. Aus den betreffenden Listen der indischen Grammatiker seien solche „Bildungsstoffe“ nicht zu suchen. Die grammatische Literatur der Indier sei größer, werde gesagt, als die Gesamtliteratur der Griechen. Was alles darin gelehrt werde oder

nicht, lasse sich mit Sicherheit noch nicht bestimmen. Aber soviel aus diesen Quellen und besonders durch grammatische und lexikalische Arbeiten von Engländern gezogen, das zeuge nicht dafür, „daß die indischen Grammatiker in Gegenstände einer höhern Sprachwissenschaft sich eingelassen haben“, was sie von ihrem Standpunkte aus auch nicht wohl konnten.

So Bopp. Er ist sich voll bewußt, daß er hier so zu sagen in den dunkelsten Schichten der Sprachbildung die Grundsteine seiner Forschung aufsucht. „Die Pronomina gehören gleichsam zu den vorsündfluthlichen Zeiten der Sprache.“ Er mochte darum auch schwerlich annehmen, daß seine ersten Ansätze hier, geschweige seine vorsichtig aufgestellten Vermutungen auf die Dauer fest und sicher lagen. Nur wieder, daß Gang und Spuren seines Eindringens die richtigen seien, das war bei ihm und anderen nach ihm unzweifelhaft.

Im Februar erhielt Bopp wieder ein Schreiben Rosens aus London. — Der hatte mit frischem und größtem Eifer seine Haupttätigkeit wieder auf die Veda, „zunächst auf den Rigveda“ geworfen. Unbeirrt durch das Fehlschlagen mehrerer Versuche, zur Einsicht in Sinn und Formen der Lieder zu gelangen, war er endlich dem Colebrookeschen Winke gefolgt und hatte seine Zuflucht zu den indischen Grammatikern genommen. „Dankbar“, schreibt er, „muß ich anerkennen, daß ich diesen treuen, wenn auch in dem Ausdruck ihrer Lehre wunderlichen Priestern der Sarasvati einen beträchtlichen Teil von dem wenigen verdanke, was mir nun nach und nach an meinem Rigveda deutlicher wird. Es muß, denke ich, hier gehen, wie in so vielen Zweigen des Wissens, wo eine traditionelle Lehre dem Wunsche des Anfängers entgegen kommt und seine Fortschritte leitet, bis er sich selbst stark genug fühlt, der Vormundschaft aufzukündigen, und etwas eigenes, selbst erkanntes an die Stelle des bloß überlieferten zu setzen<sup>63</sup>.“ Nun wohl, vergleichende Grammatiker waren jene „Priester der Sarasvati“ nicht; aber daß man bei ihnen und sicher bei ihnen die Sprache ihrer ältesten Lieder lernte, das konnte niemand bezweifeln. Es kam nur darauf an, sie selbst, ihre Unterrichtsweise auch zu verstehen.

Rosen berichtet noch in seinem Briefe, daß eben auch seine arabische Algebra — die des Mohamed ben Musa — eine erste, wie es heißt, gedruckt werde. Dabei erzählt er unter anderm von einem Vullers, daß der „ein ziemlich umfassendes persisches Glossar“ herauszugeben beabsichtige. Es ist das beiläufig derselbe Joh. Aug. Vullers, welcher eben aus Paris zurückgekehrt, wohin er nach seinem Studium in Bonn gegangen, und welchen Windischmann in seinen Briefen an Bopp diesem mehrfach und dringend zur Unterstützung empfohlen. — De Sacy hatte recht gehabt; Sanskrit war und konnte damals noch nicht alleiniges Studium sein; auch eine deutsche Sanskrit-Proffessur war damals noch nicht für sich bestehend, sondern gemeiniglich eine Professur für orientalische Sprachen. So hatte auch Bopp in diesem Winter „persische Grammatik“ gelesen, das letztmal so viel wir sehen, so bisher auch immer „arabische Grammatik“ oder arabische Texterklärung — Moallakat des Soheir, Hareth u. a. — die wir aber auch nur noch einmal angekündigt finden.

Selben Frühjahrs trat ihm zuerst ein junger Dozent zur Seite, August Friedrich Pott, aus dem hannoverschen gebürtig. Er war wohl auch einige Zeit sein Schüler gewesen, hatte übrigens in Göttingen studiert, und sich nun nach etlichen Jahren, die er als Lehrer in Celle zugebracht, zu Berlin habilitiert. Der war gleichfalls zuerst mit einer Dissertation über Präpositionalbeziehungen aufgetreten, 1827, hatte dann aber, tüchtig und strebsam begonnen, was sein Hauptwerk und Wirken blieb: „Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen“. — Er wurde im echten Sinne des Wortes Mitarbeiter des Meisters. Wenn er beispielsweise später die Rosensche Wurzelsammlung zur Hand nimmt und damit zu einer „Vergleichung der Verbalwurzeln im Sanskrit mit denen verwandter Sprachen“ heranschreitet, ihre Formen gruppenweise nach dem Lautwandel mustert, so ist diese Musterung eben so wohl eine ausdrückliche Warnung gegen den blinden Glauben an die Autorität der eingeborenen Grammatiker als nicht weniger ein kräftiger Widerspruch gegen Professor Lassens „mehr karpologischen als karpologischen“, d. h. mehr Spreu als Frucht auftreibenden Aufsatz im dritten

Bande der Indischen Bibliothek<sup>64</sup>. Doch wir wollen nicht vorgehen.

Wieder war es Frühjahr geworden, und der Winter auch in Bopps Familienkreise glücklich überstanden. Seine Gattin, die Mutter und das Söhnchen waren gesund, seine kleine „Damayanti“ gedieh vortrefflich, und er selbst hatte bei gutem Mute ein gutes Stück Arbeit vor-, auch schon den Nala teilweise in Druck gebracht. Bekümmert machte ihn nur das Geschick seines ältesten Bruders. Und sorgenvoll sah er und alle Welt mit ihm die drohenden Wetterwolken im Westen sich auftürmen, hörte deren dumpfes Grollen, ihren Wiederhall schon an den Ostgrenzen Deutschlands.

Ein eigenes Zusammentreffen. Was hatte auch die Çakuntalâ, die erste Lenzesblüte indischer Literatur mit Revolution zu tun? Sie war im Jahre der französischen Revolution, 1789, zuerst erschienen; der Text des Dramas wurde zuerst im Anfang der andern, der Julirevolution 1830 herausgegeben. Ende April schrieb der Herausgeber, de Chézy, an seinen alten Freund Bopp, empfahl ihm den Orientalisten Ch. Johannsen, einen seiner Schüler, äußerte sich mit besonderer Wertschätzung über Stenzler, und verkündete dazu die Ankunft seiner „Sacountalâ“. Er schätzte sich glücklich, so schrieb er, ihm endlich wenigstens einen Teil seiner schuldigen Erkenntlichkeit abtragen zu können<sup>65</sup>.

Humboldt hatte vor einiger Zeit an Bopp geschrieben: „Ich habe unterwegs Chézys Yajñadattabhadha gelesen . . . Ich habe aber, unter uns gesagt, einen recht kleinen Begriff von dem Verfasser durch diese Schrift bekommen.“ — Rosen schrieb in seinem nächsten Briefe: „Chézys Sakontala habe ich bei Haughton gesehen. Wenn die innere Sorgfalt der kritischen Behandlung dem äußern entspricht, so muß es ein treffliches Werk sein.“ — Wir können dazu nur sagen was ein späterer Herausgeber der Ring-Çakuntalâ, auch ein Schüler Bopps, zu einem Worte seines Vorgängers in dessen Vorrede gesagt. „Es war die Frucht eines lange anhaltenden Fleißes“, hieß es. „Nur ungern sagen wir“, erklärt Otto Boehtlingk, „daß die Bemühungen nicht ganz durch den Erfolg belohnt worden sind“<sup>66</sup>.

Gleich darauf, im Mai wieder konnte Franz Bopp sein Sanskritglossar versenden. Da waren nun alle die einfachen Wörter, wie sie einschließlich der Bhagavadgîta in seinen Mahâbhârata-Episoden vorkommen, dazu eine Wurzel-Uebersicht mit Angabe einiger verwandter und nominaler Ableitungsformen, und das alles nicht viel mehr als zweihundert Seiten umfassend. Und doch wurde dieß Buch von allen Lehrern und Schülern des Sanskrit mit Freude begrüßt.

Das Buch war ein Schulbuch, „für den Schülergebrauch“ — ad tironum usum — allein bestimmt, mehr, viel mehr als seine Grammatik, auf deren Regeln es gelegentlich verwies, und mehr auch als die epischen Texte, auf deren Verständnis es allein abgesehen, aus deren Inhalt die gegebenen Bedeutungen der Wörter allein belegt waren. So hatte und so erfüllte es seinen Zweck, besser, ungleich besser als seine allumfassende Aufgabe das große Wilsonsche Wörterbuch erfüllte, auch besser, viel mehr wissenschaftlich — dieß lag in der Natur der Sprache und in der Natur und Richtung des Sprachmeisters — als bis dahin überhaupt ein Wörterbuch seinen Zweck erfüllet. Und dabei erfüllte es endlich das dreifache Verlangen nach Texten, Grammatik und Wörterbuch, das sogar selbstverständlich vor mehr als einem Jahrzehnt gestellt war, als man zuerst in Deutschland Sanskrit zu lesen und zu lernen anfieng.

So ward diese Ausgabe des Sanskritglossars im Mai des Jahres 1830 eine Art erster Abschluß in der Tätigkeit Franz Bopps. Er hat seine Schulbücher wohl teilweise nochmals und abermals herausgegeben, ein Beweis ihres fortdauernden und gesteigerten Begehrens; er hat die neuen Ausgaben verbessert, zum Beweis, daß sie dessen fähig und im einzelnen wohl gewiß bedürftig waren; er hat sie, und dieß betrifft vornehmlich das Glossar, auch bedeutend erweitert, ein Beweis für die Teilnahme an der fortschreitenden Kenntnis vom Sanskrit zur Gemeinschaft der Sanskritsprachen: aber er hat kein neues mehr gemacht. Auch an der neuen Entfaltung der Sanskritphilologie, wie sie durch das Vedastudium seiner Schüler nun bald eintrat, hat er keinen selbsttätigen Anteil mehr genommen. Nicht mehr und nicht anders als es seine vergleichende Sprachforschung angien.

In diese Richtung fällt nun der Zeit nach zunächst die Fortsetzung seiner akademischen Vorlesungen. — Humboldt hatte ihn dazu veranlaßt. Der Einsiedler von Tegel, ständig mit seinem großen Sprachwerk beschäftigt, klagte damals, daß die Masse des Stoffes bei der Arbeit in keinem Verhältnis wäre zu dem Produkte seiner Darstellung. Er wollte den Juni und Juli auf Reisen sein und bat seinen Freund in der Akademie für ihn einzutreten. So kam dort schon am 20. Juni des Jahres ein erstes Stück der fünften Abhandlung Bopps zur Verlesung.

Die Abhandlung hat den besonderen Titel „Ueber den Einfluß der Pronomina auf die Wortbildung“ und behandelt vorweg noch einige Pronominalstämme und abgeleitete Pronomina, die in den früheren Abhandlungen noch „gar nicht oder nur flüchtig“ berührt waren. Bei dieser Erörterung (von Stämmen, wie *ma*, *ka*, *ya* und andern verwandten) erhalten wir gelegentlich eine Erklärung für seine vorhin ausgesprochene Enthaltung. Bopp sagt und hebt hervor: „Um das größere oder geringere Alter einer Form darzutun, ist es (daher) nicht hinreichend, das Alter des Denkmals anzugeben, worauf sie vorkommt; sondern die ältesten Formen einer Sprache sind immer diejenigen, welche am besten zu ihrer folgerechten Entwicklung und zu ihrem Verhältnis zu alten Schwestersprachen stimmen.“ Sollte man nicht meinen, das müsse sich von selbst verstehen? Antwort: Beim Sprachforscher oder Linguisten, aber nicht immer beim Philologen.

Seine Bemerkung hatte Bopp hier an den Interrogativstamm geknüpft (altind. *ka*, lat. *quo*, got. *hva* u. a.). An Beispielen fehlts nicht, am wenigsten in den Pronominalbildungen, da ältestes Sprachgut nicht nur frühen Lautwandel erfahren, sondern teilweise auch bis in spätere Zeiten hinaus seinen Lautwert erhalten. Wir dürfen einzelnes hier wieder nicht nacherzählen, so merkwürdig auch einzelnes, besonders damals noch, dem Zuhörer erschien. — Oder, um doch noch ein Beispiel anzuführen, wie mochte da einer wohl aufhorchen, wenn ihm die ursprüngliche Form und Bedeutung unserer gewöhnlichen Ableitungssilbe *-lich* erklärt ward? wenn er hörte, daß dieses *-lich*, ahd. *lih*, got. *leik-s* (ähnlich, engl. *like*), so griech. und lat. verwandt, in ältest erreichbarer Form skr. *dr̥ça*

gelautes (d. i. *dṛk-a* aus der Wurzeln. *dṛk*, griech. *δέρξ-*, sehen, zusammengezogen)? das unser „welcher“ und „solcher“, mit Einbuße ihres mittleren i-lautes, eigentlich ein „wie“ und „so aussehender“ bedeuten? Da knüpfte sich ja ein Stück Geschichte an jedes dieser geläufigen Wörter, eine eigene Geschichte auch an jede Wortform, wenn sie einer nur zu erzählen weiß. Bopp versuchte das im einzelnen, vorsichtig, bedächtig, gar nicht leichtfertig, dem Zuhörer die Spuren und Gründe seines Suchens und Findens zeigend, auch seine Zweifel und Bedenken nicht verhehlend.

Andere Geschichten freilich als solche von Sprachen und Wörter beschäftigten damals die Teilnahme der meisten Menschen, auch der Gelehrten. — Wieder einmal war ja der Königstron in Paris ins Wanken geraten und gegen Ende Juli vor dem Volkssturme auch jäh zusammen gebrochen. Da war der entfesselte Geist des Umsturzes wieder nachhaltig und in die Ferne wirksam geworden, mächtig da und mächtiger dort, nur bekanntlich viel geringer als man befürchtet in Deutschland und Preußen. Denn man war hier so klug gewesen, den Dingen draußen bedächtig zuzusehen und das gewordene anzuerkennen, daheim aber Ruhe und Frieden zu wahren, so strenge als nötig und so „freigebig“ als möglich schien. Und wie ein Zugeständnis in dieser Richtung war und wurde aufgefaßt die Zurückberufung Wilhelms von Humboldt, des verjagten von 1819.

Das war in der andern Woche des September, als Bopp noch oder schon — wir sehens nicht genau — in seiner Ferienheimat sich befand, als sein Schüler Rosen von London nach Detmold fuhr und auf seiner Fahrt rheinaufwärts anderthalb Tage in Bonn und dann einen Tag in Koblenz sich aufhielt. — Doch wir wollen von einem andern und von anderen hier zuerst einiges sagen, weil von einem Abschlusse die Rede gewesen.

Ein anderer war der auch schon genannte Schüler Bopps, Peter von Bohlen, damals Professor in Königsberg, und das andere dessen Buch, „das alte Indien, mit besonderer Rücksicht auf Aegypten“. Das Buch erschien in zwei Teilen, 1830, gewidmet

den beiden Lehrern des Verfassers, August Wilhelm von Schlegel und Franz Bopp, wie sie da heißen, „den Begründern der Sanskritliteratur in Deutschland“. Und dieses Buch war auch ein Abschluß, weil es abschloß mit dem was man von früher über Indien wußte oder zu wissen meinte, zusammen mit dem was man „in den letzten vier Dezennien“ neu oder anders gelernt hatte.

Aus dreifachem Antriebe hatte Bohlen, wie er sagt, „die Religion, Verfassung, Kunst und Wissenschaft des alten Indiens“ zum Gegenstande seiner, „wo möglich aus den besten Quellen geschöpften“, Forschung gemacht. Er wollte zuerst, „die unübertroffene Darstellung von Heeren“, das bekannte Ideenbuch von 1824, aus seinem eigenen Studium des Sanskrit mit vielem „ergänzen“. Dann wollte er, eine gleich mächtige Anregung, „dem Widerspruche gegen das Studium des Indischen Altertums von seiten geachteter Philologen und Historiker“ begegnen, „die zu zeiten mit großer Bitterkeit wider dasselbe sich ausließen“. Endlich wollte er nach allen Seiten hin „das im vorigen Jahrhundert fast allgemein angenommene Vorgeben“ beleuchten, „als habe das alte Aegypten seine Kultur und Weisheit bis nach Indien hin ausgedehnt“, und anfänglich sei es sein Hauptaugenmerk gewesen, „nach kräften auf dasselbe einzugehen“. Diese Tendenz, sehen wir, ist dem Werke doch geblieben, obwohl der Verfasser seiner Aussage nach manches dahin gehörige nachmals zurück behalten und sich im allgemeinen begnügt, „nur, wie der Titel besagt, einige Rücksicht auf das Niltal zu nehmen“.

Seine „Archaeologie“ — so nennt Bohlen selbst sein Buch — ist die Vorläuferin einer andern, eines größeren Werkes, das ein Menschenalter später zuerst fertig geworden. Unzweifelhaft hat sie auch früheres der Art, so weit eigene Quellenkenntnis und Forschung darauf möglichst und recht verwandt ward, überwunden. Nur, daß sie selbst dann sogleich nach ihrem ersten sieghaften Auftreten auf den Standpunkt des überwundenen zurück wich. Die fortschreitende Wissenschaft ließ sie ihr Schicksal rasch ereilen, das mehr oder minder allgemein, im besondern aber vorzeitig abschließenden Werken zukommt. Und ein erster Schritt dahin war die Tat jenes Mitschülers und Freundes Rosen.

Aus Koblenz schrieb Friedrich Rosen damals einen Brief an seinen verehrten Lehrer Bopp. — „Ich nehme mir die Freiheit“, heißt darin, „Ihnen hierbei eine Probe der Hymnen des Rigveda vorzulegen, von deren beabsichtigter Herausgabe ich schon früher Meldung getan. Niemand, das weiß ich, wird diesen ersten schwachen Versuch auf einem noch unbekanntem Gebiete mit der Nachsicht aufnehmen, mit welcher Sie ihn, als die Arbeit eines alten Schülers betrachten werden. So weit meine Zeit es fernerhin gestattet, will ich die angefangenen Untersuchungen fortsetzen. Vielleicht bin ich dann einst im stande, die mir selbst wohl bewußten Mängel dieses Specimen durch eine gründlichere und umfassendere Arbeit in dem Andenken der beurteilenden auszulöschen.“ — Dazu bemerkt Rosen, daß das Büchlein bis dahin „nicht publiziert“ sei; es seien ihm „einige Fehler gegen die Latinität“ entschlüpft, und „die dadurch entstellten Blätter“ sollten erst umgedruckt werden. Er könne darum auch noch nicht Exemplare an manche ihrer gemeinsamen „sanskritischen Freunde und Gönner“ entsenden<sup>67</sup>.

Wie wir später sehen, betraf letzteres nur das erste Blatt der Vorrede, „wegen einiger Versehen“, davon allerdings zu fürchten, daß man sie nicht als Druckfehler würde passieren lassen. — „Betrachten Sie in dieser Rücksicht das Buch nur immerhin als erschienen“, schrieb er wieder. Denn nicht nur sehr bald hatte ihm Bopp mit Uebersendung eines Stückes der neuen Nala-Ausgabe sein Vedisches verdankt, ihm nicht nur warmen und herzlichen Beifall geschenkt, sondern auch Hoffnung auf eine öffentliche Beurteilung gemacht. — Auch Humboldt muß wohl bald ein Exemplar des neuen „Vedaversuchs“ erhalten und trotz Politik und Statsrat die Zeit gefunden haben, dem wackern Herausgeber dafür zu danken. Wir sehen aus einem dritten Briefe Rosens, wie sehr er sich damit gefreut.

Das „Rigvedae Specimen“ enthielt sieben Hymnen: eine erste an die Ushas, die altindische Aurora, eine oder vielmehr einige Strophen an die Sonnengottheit des Pûshan und Savitar, eine an Parjanya (Perkunas), den alten Regengott, und dazu verteilt noch vier an Agni, den alten Feuergott. Sie erschienen im

Urtext mit lateinischer Uebersetzung gegenüber und einer Noten-Erklärung darunter, die über Wortformen und Flexionen, über Eigentümlichkeiten des Vedadialekts gelegentlichen Aufschluß gab. Und mit Ausnahme der paar Strophen an Pûshan und Savitar, deren Inhalt schon Colebrooke in seiner Abhandlung über die Veda, 1805, englisch mitgeteilt, waren die Stücke alle neu und unbekannt und aus dem ältesten des indischen Altertums glücklich ausgewählt<sup>68</sup>.

Bopp hielt wort. Schon im Dezemberhefte der Berliner Jahrbücher stand seine Besprechung des Rosenschen Versuchs. Man sehe, heißt es darin, „ein gründliches Verständnis des Originals“. Dafs in einigen Stellen noch Lücken und Dunkelheit verspürt würden, könne nicht befremden. Auch nur wenige Stellen forderten entschiedenen Widerspruch. — Dabei läßt sich der Beurteiler nicht entgehen, auf mehreres aus seinen Forschungen hinzuweisen, das hier aus ältester Vedasprachform seine Bestätigung erhalte. Jener gerühmte „wissenschaftliche Geist der indischen Grammatiker“ sei ihm noch von niemandem aufgezeigt worden; es müsse denn das Wort „Wissenschaft“ bei Schlegel nicht in wissenschaftlichem Sinne gebraucht werden. — Man kann es dem viel gekränkten Gelehrten nicht verargen, wenn er gerade hier die erste und beste Gelegenheit ergreift, den Bonner „Freunden“ sogar in etwas scharfem Tone einige nunmehr altbeglaubigte Wahrheiten entgegen zu halten.

Darüber aber freute sich Bopp von Herzen, dafs es ein junger Deutscher, dafs es sein Schüler war, der zuerst in das älteste verschlossene Heiligtum der Inder eingedrungen. Was ihm auch immer erst die Schule eines Pânini ermöglicht haben mochte: es hatte Friedrich Rosen doch bei ihm sein Sanskrit gelernt. Und wohl ein anderes noch, das nicht minder zu schätzen, seine wahrhaft rührende köstliche Bescheidenheit. Unsere stolze Gelehrtenjugend könnte sich daran ein Muster nehmen. — Schüchtern, als begehe er wirklich einen „kühnen Leichtsin“, übergibt er der Oeffentlichkeit diese Probe seines tüchtigen tapferen Fleißes. Er bekennt dankbar seine Schulung durch die schwer zugänglichen altindischen Lehr- und Meisterwerke, preist den Vorgang Colebrookes

mit seiner Abhandlung als wie eines Lichtscheins, der ihn sicher zu diesem Studium geleitet, und verspricht mit der Zeit und seiner wachsenden Einsicht durch ein größeres und besseres Herausgeben des Rigveda diesen seinen ersten mangelhaften Versuch im Gedächtnis der Gelehrtenwelt „auszulöschen“. — Wahrlich, eine edle Jugend, die noch entschuldigen und vergessen machen zu müssen glaubt, was ihr mit epochemachendem Glanze und zu bleibendem Gedenken in den Annalen der Wissenschaft verzeichnet wird.

In dieser Zeit hatte Rückert seine Anzeigen von F. Benarys Nalodaya und Bopps Glossar geschrieben und zu dem Werk des Schülers wie zu dem eigenen den Meister beglückwünscht. Nur noch mehr wünschte er solcher wie jenes und zu jedem auch das nötige Glossar. Oder mehr solcher wie der Nala, davon ihm Bopp später ebenfalls die neue Hälfte geschenkt. Dessen andere Geschenke, die Abhandlungen über die Pronomina behagten ihm weniger. „Ich bewundere Ihren Scharfsinn in Auffindung von Pronominalstämmen“, schrieb er, „diese selbst aber sind mir ganz unerfreulich, weil man sich nichts dabei phantasieren kann. Was helfen mir eine Menge Wörtchen, die bloß Verhältnisse bezeichnen, ohne individuelle Bedeutung zu haben?“ — Natürlich, da waren keine Götter, Halbgötter oder Menschen, keine Liebes- sondern nur Wörtergeschichten, und die ließen sich schwer in artige Verslein bringen. — Er hatte die Abhandlungen seinem Kollegen Döderlein gegeben, ihn damit vielleicht noch fürs Sanskrit anzuwerben.

So erzählte Rückert und auf Bopps Befragen, er sei jetzt selbst sein einziger Sanskritschüler. Einer, sein letzter, schiene sich ausgelernt zu haben. Das war der junge Feuerbach, für den sein Vater, der Statsrat Feuerbach bei Bopp um einen Gitagovinda-Text gefragt, welcher dadurch zuerst in Rückerts Hände gelangt. Dieses nun und anderes ähnliche — amaru-çatakam — studierte der Dichter, lauter erotisches, und dabei ist ihm in der einen und andern Beziehung auch mitunter die Geduld gerissen. „Es ist doch eine verwetternete Sprache“, heißt, „und diese Generation wird sie noch nicht bändigen, so strenge wir auch gegen uns und gegen einander sind“<sup>69</sup>.

Strenge war auch A. W. von Schlegel, aber doch nicht so

sehr gegen sich selbst als gegen andere, nicht so sehr gegen die andern alle als gegen seine deutschen Landsleute, und gegen diese auch nicht sowohl strenge als vielmehr geringschätzig. Er hatte im „Berliner Kalender“ vom Jahre 1829 und 31 zwei Abhandlungen gebracht „über die Zunahme und den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse von Indien“, die letztere also zu ende dieses Jahres 1830. Was er da über den Völkerkampf um Indien und dessen endliche Besitznahme durch die Engländer erzählte, kann uns hier nichts angehen, und eben so wenig soll uns hier angehen seine Darstellung des Streites über die ersten Kenntnisse von Indien. Nur das ist wohl herauszuheben was er über die Bemühungen deutscher Gelehrten vorbringt, wie dieß wohl geeignet war, „die dürftige Vorstellung“ von der damaligen Kenntnis „noch zu trüben und zu verkümmern“, wie nicht nur „Gereiztheit und Empfindlichkeit“, sondern Voreingenommenheit und Unwille oder Unvermögen des Einsehens seine formgewandten Berichte beherrschen. In Deutschland führe die Halbgelehrsamkeit das große Wort. Die Sanskritliteratur sei da kaum weiter gediehen als etwa die griechische bei beginnender Wiederbelebung der Wissenschaft. „Unglückliche Wahl der herauszugebenden Stücke, fehlerhafte Texte und mit Interpolationen überladen, geschmacklose und unverständliche Uebersetzungen“, das alles wirft vor der selber eigentlich neues noch gar nichts gegeben. Und was noch mehr oder wohl einzig auf Bopp gemünzt erscheint, das ist nach Schlegel „eine einseitige und beschränkte Sprachkenntnis“, die Einbildung, „vermöge deren man sich vermisst die einheimischen Grammatiker — jene drei(?) alten Stifter der Wissenschaft, deren Entscheidungen über den klassischen Sprachgebrauch seit Jahrtausenden wie die Richterprüche eines Minos, Aeakos und Rhadamanthus gälten — zu meistern, ohne sie gelesen, gewiß, ohne sie verstanden zu haben.“ — Dieses „Sichstützen auf Altersautorität“, die man selbst kaum mehr als vom Hörensagen kennt, dieses und anderes hat ein Schüler Bopps, Agathon, der Bruder des Ferdinand Benary dann bald genügend beleuchtet<sup>70</sup>.

Wir können heute nur sagen, Schlegel hat sich hier mit allem seinem Verdienste selbst gerichtet. Sein jüngerer Bruder Friedrich

war das Jahr zuvor gestorben. Von August Wilhelm und seinem Streit für die Ansichten und das Ansehen des Bruders gilt was von jenen Staaten, den pyrenäischen, gilt, die in einer fernen Welt, auch in Indien Länder gewonnen und verloren, und deren Verlust zu suchen ist, wie es Benary dem Schlegel entgegen hält — „in jener unheilbaren zehrenden Krankheit des Mutterlandes“. „Denn Staaten — heißt es — die, nachdem sie einmal geblüht, nicht folgen können dem Gedanken der Geschichte, zeigen sich hierdurch eben als dieser Zeit nicht angehörig.“

So wären wir mit Schlegel fertig und kommen auf Bopp zurück und was er tat, als das verhängnisvolle Jahr 1830 zu ende gieng. Weiter arbeiten an seiner neuen Nalusausgabe, wozu Rosen noch einige Seiten „Bemerkungen“ geschickt, weiter an seiner lateinischen Sanskritgrammatik und weiter — und dieß dritte wars vornehmlich — weiter am Zend. Das sehen wir aus einem Briefe Humboldts, aus einem andern an Burnouf und im besondern aus den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, die darüber seine Darstellungen enthalten.

Im März 1831 erschien eine erste über Eugène Burnoufs Ausgabe des Vendidad-Sade, davon ihm die Hälfte des Textes in fünf Heften vorlag. Das war nun keine Kritik der Ausgabe, keine des Inhalts, sondern eine der Form, der Sprache des Zarathustrabuches. Wir wissen was solche Kritik zu bedeuten hat. Bopp erklärt an nunmehr sicher gegebenen Wortformen dieser Sprache die Gesetze ihres Lautwandels im Verhältnis zum Sanskrit, weist darnach unterschiedene Flexionsbildung auf und stellt die eine der andern gegenüber, kurz, er entwickelt an der hand jener Texte ein erstes Stück Zendgrammatik — wir können nach der Methode dieser Entwicklung auch sagen, er gibt auf grund dieser neuen Sprachkenntnis ein neues Stück vergleichender Grammatik.

Dafs hier einzelnes aus dieser Abhandlung nicht anzuführen ist, versteht sich von selbst, vielleicht eben so, dafs ein allgemeines gegen den Schluß der Darlegung ohne Beispiele vermerkt werde. Im ganzen, meinte Bopp, ließe sich das Verhältnis des Zend zum Sanskrit unter drei Gesichtspunkten zusammen fassen. „Erstens — heißt es — regelrechte Laut-Uebergänge, . . . die oft dem Zend

den äußern Anschein einer ganz eigentümlichen Grammatik geben. Zweitens, Verkürzungen und Abschleifungen vieler Endungen, neben gänzlichem Untergang einiger anderen.“ Beispiele, wie gesagt, sollen hier unerwähnt bleiben. Endlich — und dieß heißt der dritte und wichtigste Punkt bei der Vergleichung des Zend mit dem Sanskrit — endlich, sagt Bopp, „steht ersteres dem letzteren in einigen Flexionen an Echtheit und Altertümlichkeit voran, und (jenes) das Zend gibt in dieser Beziehung schätzbare Resultate für wissenschaftliche Erforschung der sanskritischen Sprachentwicklung, die natürlich nicht bei den praktischen Anweisungen der einheimischen Grammatiker stehen bleiben darf“.

Humboldt schrieb über diese Abhandlung an Bopp, sie habe ihm „die größte Freude verursacht“, und er habe daraus „zuerst einen wahren Begriff von dem Zend geschöpft“. Ich habe „zugleich Ihren Scharfsinn aufs neue bewundert, einzelne Verschiedenheiten auf allgemeine Gesetze zurückzuführen, und die Gewandtheit, jede grammatische Analogie beider Sprachen heraus zu erkennen. Aus allem, was Sie sagen, scheint mir doch hervor zu gehen, daß das Zend weit mehr als aus dem Sanskrit entsprungen anzusehen ist wie das Griechische, welches sich eher als eine Schwestersprache darstellt. Sie haben gewiß schon Bohlens kleine Schrift über denselben Gegenstand empfangen“ u. s. w.<sup>71</sup>

Bopp hatte diese empfangen — eine *commentatio de origine linguae zendicae e sanscrita repetenda*, wie der lateinische Titel lautet — auch gelesen und in einer Anzeige, die freilich erst im Dezemberhefte der Jahrbücher heraus kam, diese letzte und eine erste Schrift behandelt, die, wie es heißt, „seit dem Wiedererwachen, oder, man kann sagen, seit dem eigentlichen Erwachen des Zend-Studiums erschienen“. Wir können diese Anzeige füglich hier anschließen.

In gedrängter Uebersicht hatte von Bohlen die früheren „Leistungen und Ansichten über die Zendsprache“ gegeben und sich dabei was ihr Verhältnis zum Sanskrit angeht derjenigen Ansicht angeschlossen, „die das Zend als eine entartete Tochter des Sanskrits auffaßt“. — Auch Humboldt teilte, wie wir sahen, einigermaßen diese Anschauung und zwar auf grund der Darlegungen

Bopps, der selbst mit seiner Meinung noch zurück hielt. „Was Rask und Burnouf über diese merkwürdige Sprache bis jetzt mitgeteilt haben, „ist im ganzen“ erklärte er, „noch viel zu dürftig, um über ihr Verhältnis zum Sanskrit ein umfassendes Urteil begründen zu können“. Geschweige nun Bohlen, der seine Ansicht durch eine gedrängte Behandlung des Lautsystems, eine kurze Besprechung „aller wesentlichen Teile der Grammatik“ begründet, gestützt — nicht auf die ihm noch unbekanntere Abhandlung Bopps, sondern — auf Anquetils Vokabular und Noten zum Zendavesta. Damit war freilich wenig oder gar nichts rechtes auszumachen.

Fünf Jahre bereits war das schon erwähnte Werk des dänischen Gelehrten R. Rasks erschienen, das „über das Alter und die Echtheit der Zendsprache“, nach v. d. Hagens Uebersetzung, und es ist wohl bezeichnend, daß es durch Bopp erst damals zusammen mit der Bohlenschen Schrift angezeigt ward. Bopp selbst war erst „durch die inzwischen erschienenen Textausgaben“ in das Studium eingedrungen, welchem die Streitschrift jenes dänischen Gelehrten Ehre und Ansehen gerettet. Denn dieser hatte zuletzt siegreich (gegen Erskine) die Ansicht bekämpft, „daß das Zend eine Mundart des Sanskrits sei, aus Indien eingeführt, aber niemals in irgend einem Teile Persiens gesprochen worden“. — Wie weit richtig im einzelnen nun das wenige ist, was Rask von der zendischen Formenlehre mitgeteilt, wie richtig oder welche auch die „einigen interessanten und bisher noch unbeachteten Erscheinungen“ dieser Grammatik sind, die Bopp hier gelegentlich ans Licht zieht, das können wir ebenso unerörtert lassen als die Beweise, welche jener damals schlagend ins Treffen geführt. Nur erwähnt sei, daß wir Rask zuerst ein zuverlässigeres Zend-Alphabet und schärfer begrenzte Lautbestimmungen zu verdanken haben. Und dazu noch sei erwähnt oder wiederholt eine Boppsche Erklärung. „Wir finden aber“, sagt Bopp, „weder in diesen Mitteilungen noch in den Ergebnissen unserer seitdem angestellten eignen Untersuchungen irgend etwas der Zend-Grammatik im strengen Sinne eigentümliches, sondern nur hier und da merkwürdige Ueberreste einer älteren Sprachperiode, in Formen, die auch im Sanskrit theoretisch verlangt, aber faktisch nicht mehr nachgewiesen werden können;

ferner Bildungen, wovon sich der Weg angeben läßt, wie sie aus dem im Sanskrit bestehenden hervor gegangen sind.“<sup>72</sup>

Das ist der volle und untrügliche Beweis für das Alter und die Wirklichkeit der Sprache und die Echtheit der Zendbücher; das ist der Sieg und Triumph jener Kritik, der vergleichenden Sprachforschung; das ist der ganze Bopp. Auch darum — nicht eben um dem Einspruch derer zu begegnen, die ihm nicht folgen können oder wollen — kommt dieser immer wieder darauf zurück zu sagen, man dürfe bei den praktischen Anweisungen der einheimischen Grammatiker nicht stehen bleiben. Endlich ist darum auch seine Sanskritgrammatik, sein ganzes Sprachlehren und -forschen historische oder wissenschaftliche, vergleichende Grammatik.

Unter Bopps Briefen haben sich drei Blätter von seiner Hand gefunden, eingeschlagen und auf dem Einschlag geschrieben: „Ueber Historische Sprachforschung.“ Sie enthalten den Entwurf eines Briefes an Wilhelm von Humboldt. Wir können auch genau sagen, auf welches Humboldtsche Schreiben damit geantwortet worden. Es ist das schon angeführte aus dem Sommer 1829, worin der Freund dem Freunde wohl mit recht bemerkt, daß Mutmaßungen nicht in ein Lehrbuch aufzunehmen und ein „Raisonnement“ über Grammatik nicht in eine Grammatik zu gehören scheinen. Darauf hat Bopp seine Antwort entworfen.

In der Sache, um die es sich im besondern handelt, die Unterscheidung von „verstärkten und reinen“ Formen (Themen), unter dem Einfluß von „leichten und schweren“ Endungen (Gr. r. 308), will Bopp zugeben, daß er da „um allen Anstoß zu vermeiden noch hätte einfügen können *ex mea sententia*. Allein — sagt er weiter — ich muß auch gestehen, daß ich von nichts eine festere Ueberzeugung habe . . . und ich hielt mich darum für berechtigt, die Sache als keinem Zweifel unterworfen darzustellen“. Weiter dann, allgemeiner, es „ist das was ich in meiner Grammatik von Gründen oder Gesetzen der Spracherscheinungen sage, immer so zu verstehen, daß dieß meine Ansicht sei, daß ich durch meine Beobachtung des Entwicklungsgangs der Sprache zu dieser Ueberzeugung gelangt bin, in der ich mich jedesmal irren kann, und die ich gerne anderer unbefangener Prüfung überlasse.“ Endlich

dann auch noch dieses. „Unter historischer Sprachforschung“, schreibt Bopp, „ist doch wohl diejenige zu verstehen, die eine Sprache durch alle ihre Zustände, soweit als nur möglich verfolgt, und auch die Seitenlinien, d. h. die stammverwandten Dialekte stets im Auge (behält), die oft wichtige Aufschlüsse über das relative Alter einer Form geben, ob eine Form wohl erhalten oder verstümmelt (ist). Wo die eigentliche Erforschung der Sprache, das Streben nach Begreifung anfängt . . . haben wir in Grammatiken, die das rein positive geben, keinen Haltplatz mehr. Ob Gegenstände, die ich in meine Grammatik ziehe, in ein Lehrbuch gehören, ist eine andere Frage. Da das Sanskritstudium seine Hauptwichtigkeit in der Sprache selbst hat . . . es scheint mir notwendig, die Beschreibung einer Sprache so einzurichten, daß man daraus ersieht, daß es dem Verfasser nicht darum zu tun ist, die Schriftsteller einer Nation verstehen zu lehren, sondern daß man den Organismus einer Sprache um seiner selbst willen darstellen will.“

Dieß möge genügen. Es ist aus dem Entwurf und nur aus dem Entwurf eines Briefes. Aber diese Sätze kennzeichnen die wissenschaftliche Grammatik und haben — auch heute wohl nach zwei Menschenaltern noch — ihre anfängliche und bleibende Giltigkeit.

Wir müssen wieder zurück gehen, nachdem uns die Zendstudien Bopps bereits ans Ende von 1831 gebracht. — Da sind es vor allem Briefe Rosens, die uns erzählen — von seinen eignen Arbeiten und Vorhaben, wie er nur langsam in seinen Rigveda-studien vorwärts komme, von den Arbeiten und Vorhaben seines Freundes Stenzler, der zu seiner größten Freude damals mit ihm in London war, von denen ihres gemeinsamen Freundes Neumann, des Sinologen, dessen auch Humboldt in seinen Briefen erwähnt. Und wie sie von diesen und andern erzählen, so ermöglichen sie auch, aus ihnen Mitteilungen des Empfängers zu entnehmen. So, daß Bopp im April dieses Jahres wieder einen Sohn bekommen, denn seine Londoner Schüler und Freunde beglückwünschen ihn herzlich zur Geburt seines Philipp Wilhelm. — Der aber, nach dem

dieser andere Sohn Bopps genannt war, Wilhelm von Humboldt nahm nach wie vor den herzlichsten Anteil an allem was das Glück seines Freundes angien. So hatte er im Jahre zuvor sich recht gefreut, wie er schrieb, „daß das Ministerium wieder einiges für Sie getan“. Und wie er in diesem Jahre einmal längere Zeit keine Gelegenheit gefunden, sich ihm „mündlich oder schriftlich zu nähern“, da bedauert er dieß und schreibt: „Sie wissen aber sicherlich, daß meine Gesinnungen der Dankbarkeit und Anhänglichkeit darum immer die nämlichen bleiben.“

Im Juni des Jahres trug Humboldt in der Akademie den Schluß seiner „Abhandlung“ über die Kawisprache vor — wenigstens besagt dieß ein Schreiben, darin er Bopp bat, dabei gegenwärtig zu sein<sup>73</sup>. Und im Juli dann las dieser die Fortsetzung und den Schluß seiner Abhandlung „über den Einfluß der Pronomina auf die Wortbildung“, davon er einen Teil vor Jahresfrist gelesen.

Er stellt anfangs eine Reihe der einfachen Pronominalstämme auf, die sich „aus der Zergliederung der Pronomina und der mit ihnen verwandten Präpositionen“ ergeben haben. Daraus müssen die zusammengesetzten Pronominalstambildungen (aus *a, i, u, e*; *ka* u. s. w. ein *a-va, i-va, e-va, a-ka* u. s. w.) hervor gehen. Aber es sind auch jene einfachen Stämme, welche als bloße Wortbildungselemente dienen, (wie Suffixe) an die begrifflichen Verbalwurzeln treten und Wörter, Verba oder Nomina (so gen. Stammformen, wie *dam-a* „bändigend, Bändiger“) bilden.

Bopp geht der Reihe nach die wichtigsten dieser „Pronominal-Elemente“ durch, um mit ihnen die Bildungen von Wörtern oder Stammformen im Sanskrit und in verwandten Sprachen aufzuweisen. Er findet, daß jene Elemente in diesen vielfach verloren gehen — Beispiel: got. *vig(a)-s* „Weg“ — daß die Wörter dabei das Ansehen von reinen Wurzelwörtern erhalten — wie noch: germ. *baur(i)-s*, „Geburt“, *slah(i)s*, „Schlag“. — „Die Endlaute der Wortstämme“, heißt, „werden aber im Laufe der Zeit immer mehr von den Endlauten (der Kasus) als dem beweglichen, wie festes Land vom Meere fortgerissen und auf die Inseln der Endungen getrieben.“ So ist wohl richtig, oder wie man auch sagen und in jenen Beispielen sehen kann, sie gehen verloren,

werden vor und dann auch mitsamt jenem „beweglichen“ hinweg geschwemmt. Genug.

An seiner Theorie, jene Wortbildungs-Elemente oder Suffixe für Pronominalstämme zu erklären, hat Bopp auch später fest gehalten. Die einsilbigen Begriffswurzeln, wie immer natürliches oder künstliches Abstraktionsprodukt sie erscheinen, geben den festen Ausgangspunkt. Ihr Wesen ist nicht weiter zu erklären. Wohl aber zu erklären, oder auf den gleichen Stand des wurzelhaften und unerklärlichen zu bringen, ist das alles was jene zu Stamm- oder Wortformen macht. Solches was angefügt wird ist pronominalen Charakters, kann, so scheint es, nur für pronominal erklärt, wenngleich nicht wohl erwiesen werden. — Indessen war mit dieser fünften nun eine erste Gruppe von akademischen Abhandlungen gegeben, nach Namen und nach Inhalt ein erster Abschluß in den Vorarbeiten zum beginnenden Aufbau eines Gesamtwerkes.

Wir wissen nicht, ob Franz Bopp auch in diesen Herbstferien nach Mommenheim oder anderswohin gieng. Vielleicht nicht, vielleicht, wie ers früher schon und später sogar gewöhnlich tat, auch noch allein und nur auf kurze Zeit. Denn sein jüngster war doch gar zu jung, um mitzukommen — wir wissens nicht — nur, daß er in der ersten Augustwoche noch in Berlin war, wie wir aus einem Briefe an Lorenz Diefenbach sehen, dem er dessen Werk „über die jetzigen Schriftsprachen“ verdankt, und nur — daß damals ein jeder Familienvater außergewöhnlich um Leben und Gesundheit der seinigen besorgt gewesen. — Eine Gefahr war drohend im Anzuge, von der es hieß, daß sie der vorjährigen Revolutionsgefahr sich an die Fersen geheftet. „Sonder Zweifel — so lesen wir — beschleunigte der unglückselige russisch-polnische Krieg die Verbreitung der Cholera von Rußland aus auf die benachbarten Länder.“ Gegen Ende Juli war sie bereits nach Königsberg gelangt, Schrecken und Tumulte im Gefolge, und im August lagerte sie bereits in einer schwülen drückenden Atmosphäre über der Spree. Wie die Seuche da in den ersten Wochen furchtbar wachsend gewütet, wie sie dann wechselnd ab- und zu- und dauernd abnahm und ihren Schreckenszug nach Westen verfolgte, das kann man in

unzähligen Schriften nachlesen. Man schrieb und las da wenig anderes, sprach kaum von anderem als von Cholera und dachte noch weniger an anderes. So viel wie damals hatte sich alle Welt gewiß noch niemals um orientalisches Wesen bekümmert. — Bekanntlich ist Hegel als vornehmstes Opfer der verherenden Krankheit gestorben. Ob noch andere von Bopps Freunden oder ihm näher stehenden, wissen wir nicht. Im allgemeinen blieb ja was man die bessere Gesellschaft nennt, am meisten verschont<sup>74</sup>.

Aber in solcher Zeit allgemeiner Bedrohung und Gefahr, da Selbstliebe zu erstarken pflegt, ist freundliche Teilnahme doppelt zu schätzen. „Möchte ich bald unmittelbar oder durch Freunde erfahren, daß die Zeit der Gefahr für Sie und die Ihrigen glücklich überstanden ist“, schrieb Rosen aus London um die Mitte des November. — Gar nicht weniger besorgt war Humboldt; nur daß er in seinen Briefen damals nicht davon spricht. „Ich habe nur sehr fleißig gearbeitet und bin darum gar nicht in die Stadt gekommen“, heißt in dem gedachten Schreiben weiter. Er saß ruhig auf seinem Tegeler Landsitze und vertiefte sich in asiatisch-polynesisische Alphabete, die er gelegentlich mit der Nâgarî des Sanskrit verglich. Das ist jene Lettre à Mr. Jaquet, vom 31. Dezember des Jahres, ein Aufsatz, den er einige Wochen zuvor auch an Bopp geschickt<sup>75</sup>.

Der aber saß und tat eben damals was Humboldt auch wußte, auch nach einem Satze jenes selben Briefes zu schließen. „Ich denke Sie mir mit Ihrer vergleichenden Grammatik beschäftigt, und werde mich sehr freuen, bald etwas näheres davon zu hören.“ So heißt dort, und glauben möchte man was Rückert gegen Ende Februar an Bopp schrieb, nachdem die Seuche in Berlin für verschwunden erklärt und ein Dankfest wegen ihres Aufhörens gefeiert worden. Nachdem jener nämlich „zur endlich überstandenen Cholera-Unbehaglichkeit“ seinen Glückwunsch ausgesprochen, sagt und fragt er weiter: „Oder hatte man bei Ihnen nicht nur die Furcht (was wir endlich auch haben) sondern auch das Gefühl des Unbehagens in der Nähe der Verwüsterin überwunden?“<sup>76</sup> — So mochte es wohl sein, wie bei vielen andern auch bei Bopp so, der niemals mehr und niemals fleißiger gearbeitet hat als in eben dieser Zeit.

In seinem Neujahrsbrief hatte ihm Humboldt für die Rezensionen zu danken, die schon erwähnten über die Fortschritte in der Zendforschung. Da spricht er abermals von seinem Begerigsein auf Bopps „vergleichende Grammatik“. „Niemand“, heißt dazu, „ist so im stande sie zu schreiben als Sie, und Sie haben jetzt so viel im einzelnen vorgearbeitet, daß es Ihnen auch nicht schwer werden muß, dieß nunmehr zusammen zu stellen.“

Vergleichende Grammatik — um durch einige Bemerkungen Humboldts veranlaßt dieß einmal zu sagen — ist nicht Etymologie; und sein glückliches Verbindungstalent, das Bopp in jener so wohl zu statten kommt, schlingt ihm bei dieser nicht selten sogar den Fallstrick. Lautwandel schlägt eben einen mehr natur- oder gesetzmäßigen Weg ein, als die freiere Richtung des Bedeutungswandels ihn anzuweisen scheint. Das mußte auch Bopp erfahren. — Beispielsweise kann Humboldt mit seiner Ableitung unsers Wortes „Mund“, das jener mit einem *mantra* (zend. *manthro* „Wort, Rede“) für „verwandt“ hielt, nicht recht übereinstimmen. Humboldt würde *mantra* „eher in Verbindung bringen mit *man* (denken), da zur Rede auch der Verstand gehört“. Gewiß richtig; aber woher „Mund“ kommt, hat er doch auch nicht gesehen. — Ueber dieß und dergleichen sind Bemerkungen in dem Briefe, freundliches Zweifeln und freudiges Zustimmen<sup>77</sup> — und letzteres wohl überall, wo es sich um grammatisches, um historisch vergleichend grammatisches handelt.

Aber hatte darum Schlegel wohl recht mit seinen „literarischen Scherzen“, wie er sie scheinbar harmlos nennt? Bopp kommt dabei in keine schlechte Gesellschaft. — „Was“, fragt ihn Rückert in seinem Briefe — „was sagen Sie zu der albernen Anmaßung des aufgeblasenen ausgestopften alten Zierbengels von Bonn, der durchaus das geistige indische Monopol in Deutschland treiben will? Sie werden ohne Zweifel über den etymologischen Witz, womit er Sie abtut, im heurigen Musenalmanach, gelacht haben, und können das.“ — Freilich wohl, und es verlohnte sich eigentlich nicht, so etwas her zu setzen, wenns nicht so lächerlich wie charakteristisch wäre, was bei jenem da als „Grammatischer Unterschied“ witzelnd heraus kommt. „Der Boppart ist ein Ort am

Rhein; die Bopp-Art sind Pedanterein“. — Oder wie er über seines dermaligen Lehrers und Freundes Uebersetzungsweise sich lustig macht, „nach dem Indischen das Slâghanîya“, wie es heißt. „Im großen Heldenlied Vyâsas wortzerreiÙende Barbarei, wie haarsträubend sie Bopp einführt, lesen wohl die Vampire gern.“ Oder noch anderes gereimtes oder ungereimtes mehr über seine „Sanskritpoesienachahmungen“. — Bopp konnte darüber lachen; dem armen Rückert, wie dieser klagt, hatte er es „schon schlimmer gemacht“<sup>78</sup>.

In diesen Tagen war Bopps andere verbesserte Ausgabe des Nala heraus gekommen; und vor allen sagt ihm Humboldt „herzlichsten Dank“ dafür. Das Buch sei ihm doppelt wert, weil er darin durch den Herausgeber selbst Sanskrit gelernt, woran er sich „immer mit wahrhaft dankbarem Vergnügen erinnern werde“. — Auf die oft erwähnte Ausgabe hier nochmals einzugehen, dürfte unnötig sein. Wir wissen auch, daß ihm Schlegel früher und Fr. Rosen später ihre gelehrten Notizen zugesandt, davon nun einiges in den angefügten Anmerkungen herausgestellt. Nur eines, ein Schlegelsches, sei hier angegeben.

Schlegel hatte zur Form und Bedeutung eines Pronominal-Adverbs (*tâ-vat*, *etâ-vat* „so viel, so sehr, so lange“, correl. zu *yâ-vat* „wie viel“ u. s. w.) eine scharf und bissig widersprechende Bemerkung gemacht und dieß mit einer Sicherheit und eitlen Unfehlbarkeitsgläubigkeit, die bei wirklichem Besserwissen nicht gerechtfertigt erscheint, geschweige, wo wie hier eine völlige Unkenntnis sogar elementarer Bildungsweise an den tag kommt. In der Hitze und Gehässigkeit seines Streits hatte er Fehler gemacht, wie man sie einem ersten Anfänger schwer verzeiht. Das zeigt ihm Bopp und an gut gewählten Beispielen auch in aller Ruhe und Klarheit die unbestreitbare Richtigkeit seiner eigenen Auffassung der Wortform, die er am Schlusse mit noch einem Beispiel aus dem Hitopadeça, dem bekannten, von jenem selbst edierten Fabel- und Spruchbuche belegt. Das Beispiel ist vom „Dummkopf“ (*mârkhâ*), der — frei übersetzt — „auch so lange (*tâvat*) glänzet in Hofes Zier und Kleiderpracht — so lange (*tâvat*) auch der Dummkopf glänzet, als (*yâvat*) er nicht Red’ und Worte macht“<sup>79</sup>. Man sieht, auch Bopp konnte humoristisch werden.

Ende März unterschrieb er das Vorwort seiner fertigen lateinischen Sanskrit-Grammatik, die Umarbeitung seiner deutschen Ausgabe vom Jahre 1827. Wie bei dieser war eine Syntax noch nicht tunlich gewesen. Sie ließe sich, meinte der Verfasser, ohne Anführung dessen, was zu allgemeiner oder eben so wohl besonderer Grammatik einer verwandten Sprache gehört, in wenigen Kapiteln abtun. Indessen sei vom Kapitel der Ableitungen an auf die Ergebnisse der neueren Zendstudien zur Bestätigung oder Erläuterung der betreffenden Theorien Rücksicht genommen. Und hierüber sei näheres sowie über verschiedene Formen des vedischen Sprachgebrauchs, über ältere und vollkommene, in einem Anhang Bericht gegeben.

So Bopp in seinem Vorwort. — Andern Tages empfiehlt er dem Burnouf seinen Freund und frühern Schüler Poley, der auf einige Monate nach Paris gieng. Ein früheres Schreiben hatte wieder die Besorgung von Sanskrittypen für die Asiatische Gesellschaft betroffen, eine Gefälligkeit Bopps und der Berliner Akademie. Auch da war gelegentlich nun von jenem Anhang gesprochen und wie darin versucht worden, früherem mutmaßlichem durch Vedisches und Zendisches Bestätigung zu geben. Man könne letzteres, um dem Sanskrit tiefer auf den Grund zu kommen, nicht mehr entbehren, und darum sehe er begierig Burnoufs weiteren Publikationen, seinen Uebertragungen und Erklärungen der Zendbücher entgegen. Und in dem andern Briefe wird von der nunmehrigen Fertigstellung des Nalus und der Sanskrit-Grammatik erzählt, was bis dahin an der Bearbeitung einer vergleichenden Grammatik gehindert. Mit seinem Konjugationssystem, schreibt Bopp, seinen Abhandlungen und andern Artikeln habe er aber im wesentlichen das Material, um damit ziemlich rasch vorzugehen<sup>80</sup>.

Jenes hatte schon Burnouf betont, da er in einem früheren Schreiben bedauerte, nicht auch selbst mit gewünschtem Eifer historisch-grammatischen Studien obliegen zu können. Andere Arbeiten, andere Sorgen hinderten ihn, die geringe Teilnahme, welche Studien mit „nicht unmittelbar praktischen Erfolgen“ in Frankreich fänden. — In einem folgenden Briefe meint er gleichfalls, Zend sei im allgemeinen nicht sowohl mit dem klassischen

als vielmehr mit dem vedischen Sanskrit zu vergleichen. Es näherte sich in Einzelheiten den germanischen, sowie dieses mehr den gelehrten Sprachen des ältern Europa, und beide zumal giengen den beiden Zweigen europäischer Idiome voran. — Manche Beobachtungen, wie einer eigenen Art von Vokalsteigerung, habe er selbst gemacht — es werden Beispiele angeführt — auch ganz entgegen der unrichtigen Bohlenschen Darstellung. So habe er auch in Konjugationsformen merkwürdige Erscheinungen aufgefunden und setze seine Forschungen fort, obwohl der Gedanke, einen so geschickten Mitforscher (wie Bopp) hier zu haben, entmutigen könne. Auf die Gefahr hin, von diesem gesagtes zu wiederholen, wolle er sie doch veröffentlichen, nachdem er sich durch Zeugenschaft, unter andern auch die Schlegels, vor dem Vorwurf eines Plagiats geschützt. — Burnouf war also auch vorsichtig. In einer spätern Nachschrift übrigens — der Brief betrifft die Typensendung — verdankt er dem Freunde dessen Zend-Artikel. Nur in einigem noch hatte er Bedenken, die Götternamen Yima, Mazdao angehend, worin aber Bopp recht behalten<sup>81</sup>.

Und was dieser zuletzt in seinem Briefe das hatte auch früher schon Humboldt ausgesprochen. — Der dankte ihm nun herzlich für sein Geschenk und seine abermalige Widmung der Sanskrit-Grammatik. „Mein erstes Urtheil über dieß wichtige Werk hat sich seit der Zeit, in der ich es so vielfältig gebraucht habe, immer aufs neue bestätigt. Es gibt keine Grammatik, in welcher die behandelte Sprache so in allen ihren Theilen durchdacht als ein zusammenhängendes System dargestellt wäre. Ich werde nicht nur die Zusätze sehr aufmerksam lesen“, so wird versichert, „sondern freue mich auch, das Buch jetzt in allen Theilen so zu rate ziehen zu können, wie Sie es nun aufs neue haben dem Publikum übergeben wollen<sup>82</sup>.“ — Bopp konnte damit zufrieden sein. Ein erster Schüler hatte sein Werk gelobt. Und einer der letzten, die bei ihm Sanskrit gelernt, Fr. Ad. Stenzler, hatte so eben den Raghū-Vaṃṣā, eines von den angeblich Kālidāsa'schen Kunstgedichten herausgegeben.

---